

communicator

die Zeitschrift am IfKW der Uni München
no 24 | SoSe2012

WEG

ER WILL AUF DIE BÜHNE 6

Stattdessen sitzt er im Taxi – Julian wartet auf den Durchbruch

DER MANN, DER IN MÜNCHEN

DAS FEUER ENTFACHTE 14

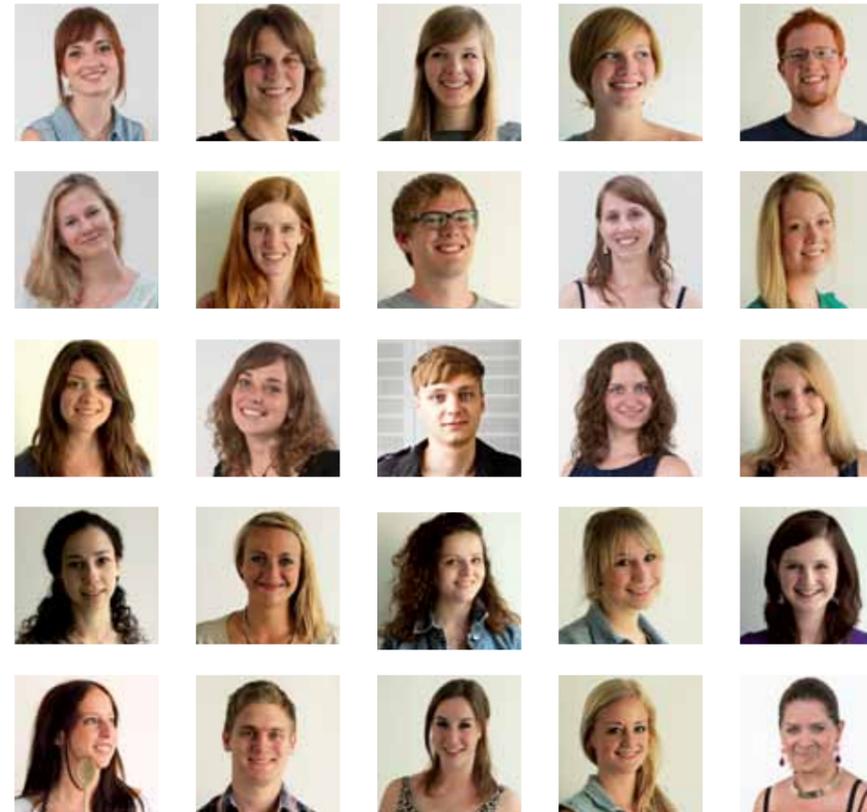
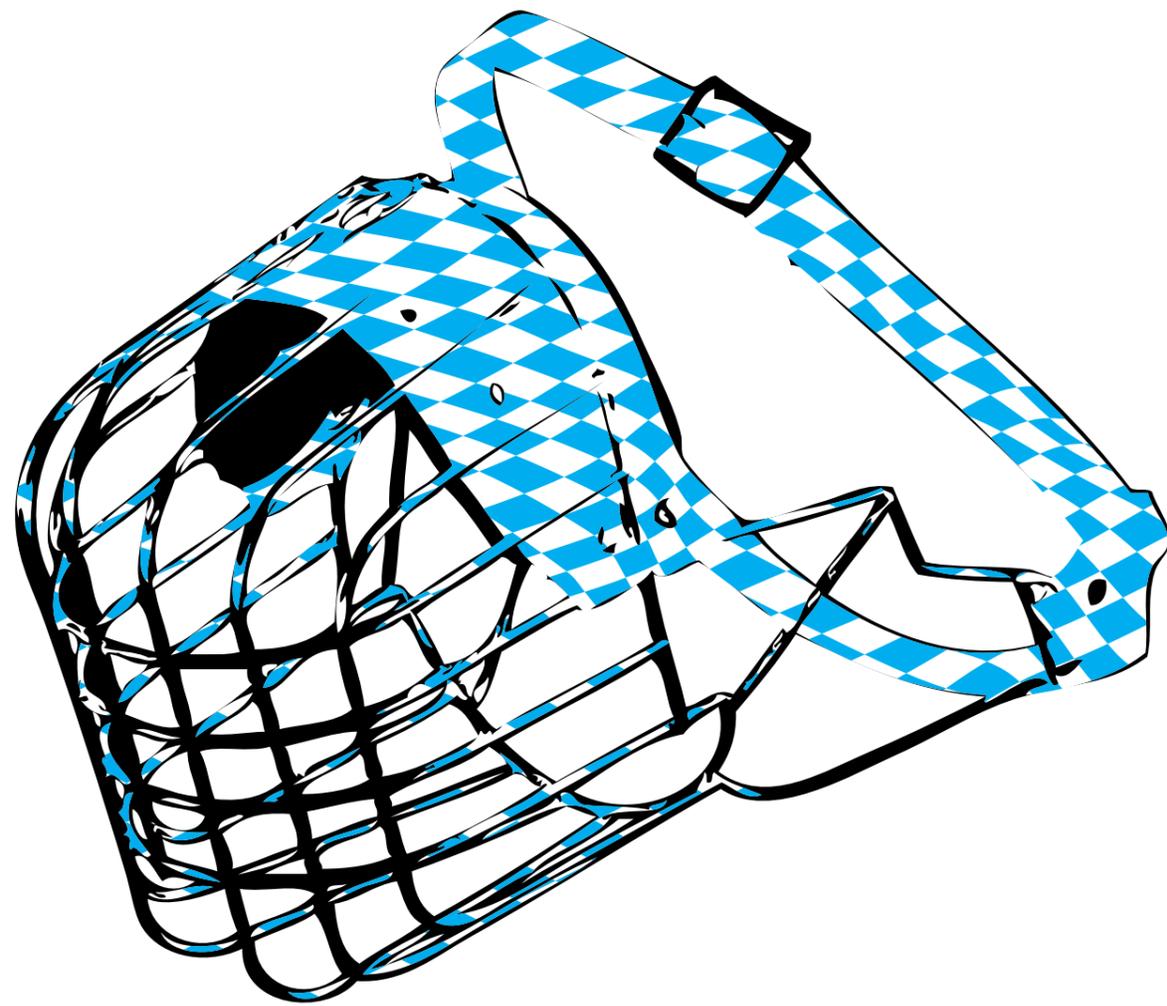
Fackelträger Günter Zahn und die olympische Flamme

SPANIEN HAUT ITALIEN AUS

DER EURO RAUS 26

Warum Europa trotzdem beide braucht

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Fotos: Janina Ludwig, Christian Pfaffinger

LIEBE LESER_INNEN,

„Ich bin dann mal weg“ – Hape Kerkeling hat es getan. Er hat Showbühne gegen Sandalen und Rucksack getauscht und ist den Jakobsweg nach Santiago di Compostela gepilgert. Auch wenn es nicht die Erleuchtung ist, so erhofft man zumindest die ein oder andere Antwort am Ende dieses Selbstfindungstrips. Wohin es wohl mit mir geht in diesem Leben? Und was liegt auf dem Weg für mich bereit?

Zum Traumberuf gelangen wir oft über Umwege. Der Weg des jungen Schauspielers Julian führt momentan durchs nächtliche München (S. 6). Manchmal entdecken wir für uns eine Berufung, die wir niemals vorausgesehen hätten (S. 8). Andere finden einen Beruf, der für Mitmenschen niemals als Lebensweg infrage käme (S. 10). Doch nicht nur der Beruf kommt häufig erstens anders, und zweitens als man denkt. Ein Weg kann das komplette Leben verändern. Für Günter Zahn war es der Schlusslauf bei Olympia 1972 (S. 14). Für den Extremsportler Wolfgang Weber hingegen ist der Weg das Ziel (S. 16). Wo Europa gerade steht, versucht Stephan Brandl heraus zu finden (S. 26).

In allen Krisengebieten müssen Menschen über sich hinauswachsen. Schweren Herzens müssen sie ihr Heimatland verlassen, weil sie nicht mehr sicher sind. In Flüchtlingslagern harren sie jahrelang aus, unwissend über ihre weitere Zukunft. Einen Ausweg bietet für sie das Resettlement-Programm (S. 24). Die Zukunft für die Schüler am World College sieht dagegen mehr als rosig aus: Der Weg in eine große Karriere scheint geebnet (S. 28).

Und was darf in einem erfüllten Leben nicht fehlen? Die große Liebe! Drei Redakteurinnen versuchten beim Speeddating den Weg aus der Einsamkeit und die Liebe fürs Leben zu finden (S. 47). Wo Licht ist, ist aber auch Schatten. Seelische und physische Krankheiten (S. 42, 44, 46) können uns unvermittelt aus der Bahn werfen. Manchmal ist es plötzlich da, das Ende des Weges. Und wir stellen uns die Frage, wie wir damit umgehen sollen (S. 40). Planen lässt sich unser Lebensweg also nur bedingt, doch die Gestaltungsfreiheit (S. 22) liegt bei uns. Abwarten und Tee trinken (S. 38) ist eine gute Möglichkeit, um sich über seine nächsten Schritte klar zu werden. Das denken sich auch die Kirchenbauer in Barcelona, denn an der Sagrada Familia wird seit über 200 Jahren gebaut (S. 34). Wie schön, dass unser Heft in nur zwei Monaten fertig geworden ist!

- 04 | Fotostrecke Stationen des Lebens
- 06 | Weg durch die Nacht
- 08 | Kindheitswunsch versus Lebensweg
- 10 | Außergewöhnliche Berufe
- 12 | Fahrradfahren in München
- 14 | Fackelträger bei Olympia
- 16 | Der Weg zum Ironman
- 18 | Bootcamp
- 20 | Münchens dritte Startbahn
- 22 | Guerilla Gärtner
- 24 | Weg nach Deutschland – Resettlement
- 26 | Europa – Wege aus der Krise
- 28 | Abitur in fernen Ländern
- 30 | IfKW News
- 32 | Studienkosten von der Steuer absetzen
- 34 | La Sagrada Familia
- 36 | Reisetest: Welcher Reisetyp bist du?
- 38 | Teezeremonie
- 40 | Umgang mit dem Tod
- 42 | Knochenmark
- 44 | Keine Freiheit ohne Isolation?
- 46 | Wege aus der Depression
- 47 | Speeddating
- 49 | Glossen
- 50 | 12 Punkte | Impressum

Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 8500 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

BJV Bayerischer Journalisten-Verband e.V.

Meinung braucht eine Stimme

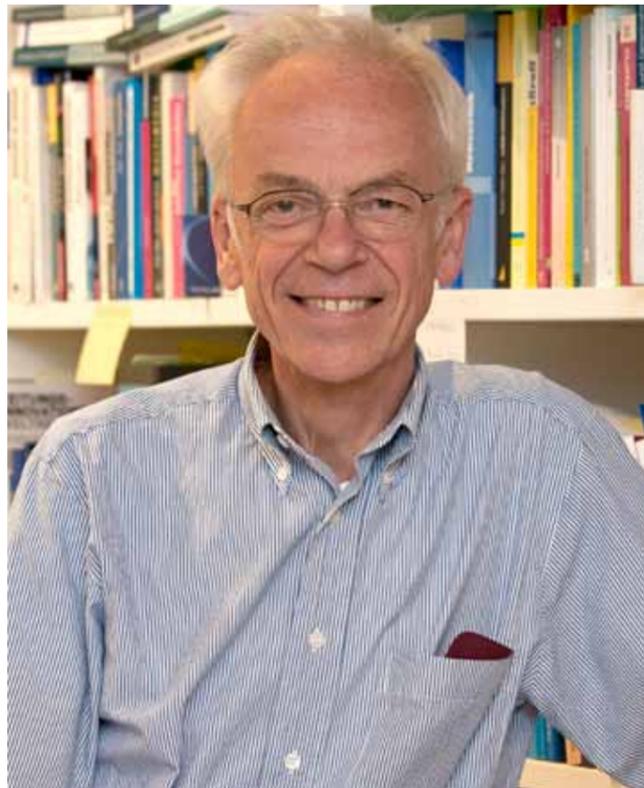
LEONIE, 6, weiß noch nicht so genau, wohin ihr Weg sie führt, aber am liebsten würde sie ihn damit bestreiten, jeden Tag Pfannkuchen zu essen und Schauspielerin zu werden.



Stationen des Lebens

Der Weg des Lebens – niemand weiß, wohin er führt, die Einen hat er schon an unzählige Orte geführt, Andere stehen noch ganz am Anfang. Manchmal liegen Steine im Weg und manchmal läuft es wie von selbst...

HEINZ PÜRER, 64, ist seit 1986 Professor am Institut. Dieser Abschnitt endet nun, denn er geht im Oktober in den wohlverdienten Ruhestand. Spuren hat er auf alle Fälle bei jedem hinterlassen. Wer erinnert sich nicht an 26 Jahre voller österreichischer Anekdoten, sein Plädoyer für die Rundfunkgebühr oder an das „verehrte Auditorium“?



PETER, 25, lebt schon seit einiger Zeit in Oxford. Dort macht er gerade seinen Dokortitel in Financial Mathematics. Für ihn heißt es also: $e^{(i*\pi)} = \text{WEG}$.



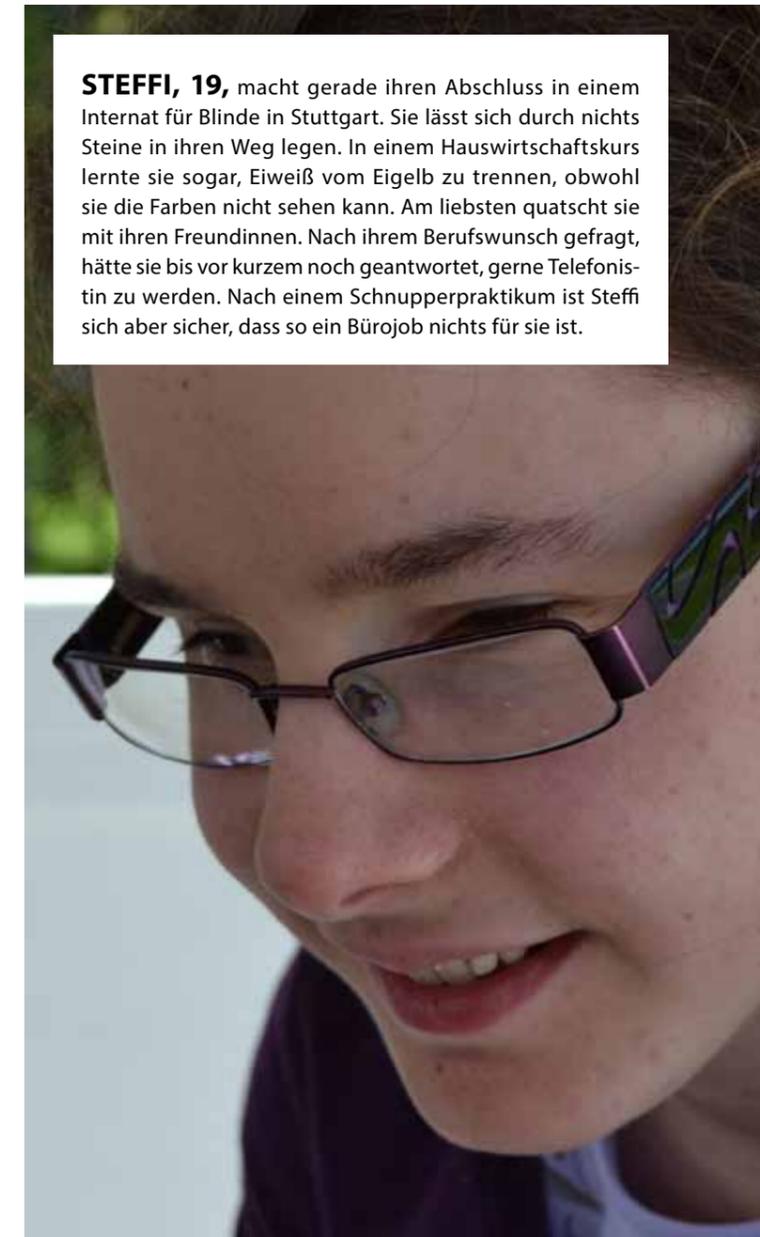
ELISABETH, starb 2006 mit 86 Jahren. Sie hatte ein langes und ereignisreichs Leben, das Krieg und Frieden, Mangel und Wohlstand, Trauer und Freude zeichneten. Obwohl ihre erste Liebe, die sie heiraten wollte, als Soldat in den Kriegsjahren fiel, fand Elisabeth doch Erfüllung als Kindergärtnerin, Ehefrau, Mutter und Oma von acht Enkelkindern. Und das einzige was zählt ist, dass sie letztendlich glücklich war.



ANTON MARCELO, ZWEI MONATE, weiß noch nicht viel über den Weg, der ihm bevorsteht. Er ist 19. April 2012 geboren. Damit hat er das Beste noch vor sich. Bis dahin wird er erst einmal viel schlafen.



STEFFI, 19, macht gerade ihren Abschluss in einem Internat für Blinde in Stuttgart. Sie lässt sich durch nichts Steine in ihren Weg legen. In einem Hauswirtschaftskurs lernte sie sogar, Eiweiß vom Eigelb zu trennen, obwohl sie die Farben nicht sehen kann. Am liebsten quatscht sie mit ihren Freundinnen. Nach ihrem Berufswunsch gefragt, hätte sie bis vor kurzem noch geantwortet, gerne Telefonistin zu werden. Nach einem Schnupperpraktikum ist Steffi sich aber sicher, dass so ein Bürojob nichts für sie ist.



BEN, 10, hat bereits einen weiten Weg hinter sich. Ursprünglich kommt er aus Haiti. Mit gerade mal einem Jahr wurde er von einem deutschen Ehepaar adoptiert. Er wächst mit vier Geschwistern nun im beschaulichen Allgäu auf und hat auch eine kleine Schwester aus Südafrika.



WEG durch die Nacht

Julian ist Schauspieler in München, doch seinen Lebensunterhalt verdient er als Taxifahrer. Janina Ludwig hat ihn eine Nacht lang begleitet, und erfährt, wie schwer es für ihn ist, als junger Schauspieler Fuß zu fassen.

Von Janina Ludwig

Samstag Morgen, die Uhr zeigt halb fünf. Es wird schon hell auf Münchens Straßen. Das Taxi ist unterwegs in Neuhausen, um zwei feiernde BWL-Studenten nach Hause zu bringen. „Und du willst Schauspieler werden?“ fragt einer der Studenten den Taxifahrer. „Ich bin's. Ich bekomme bloß kein Geld dafür - Noch nicht.“ Julian ist 25 und lebt in München. Seit einem Jahr fährt er nun Taxi. Doch lange will er diesen Brotjob nicht machen, denn er ist Schauspieler.

„Ich habe für fast nichts so viel gelernt, wie für den Taxischein. Aber als ich den Schein hatte, war es leicht in München eine Stelle zu finden.“ Julian fährt fast ausschließlich nachts, weil dann das Fahrgastaufkommen höher und der Verkehr geringer ist. Und wenn man mit Kilometern sein Geld verdient, ist es gut, nicht andauernd im Stau zu stehen. Mit zwei Nächten am Wochenende und einer dritten unter der Woche finanziert Julian sich so seinen Lebensunterhalt und sein Zimmer in einer Wohngemeinschaft in Schwabing. „Es ist ein angenehmer Job. Man hat viel Ruhe und ist ganz frei.“ Julian reiht sich in den Taxistand am Elisabethplatz. Vorrücken, Stück für Stück. Die Zeit reicht, um im Schein der Bremslichter rasch eine Zigarette zu rauchen. Vorne in der Schlange angekommen erhält Julian per Funk einen Auftrag.

Am Odeonsplatz steigen drei junge Männer aus Kanada ein, die seit zwei Monaten durch Europa reisen. Sie sind nur einen Tag in München. Um sich Geld für ein Hotel zu sparen, wollen sie im Englischen Garten übernachten. Sie fragen Julian, ob das außer Obdachlosen auch noch andere so machen. Julian schüttelt grinsend den Kopf und antwortet mit einem amüsierten „Noo“. Die Fahrgäste haben noch andere Flausen im Kopf. Sie wollen eine Runde Quiz-Taxi spielen, doch schon Julians erste Frage nach dem deutschen Regierungsoberhaupt ist eine echte Herausforderung. Einer der Kanadier vermutet: „I think, it might be a girl?“ – auf die richtige Antwort kommen sie aber nicht. Diese Runde geht an ihren Fahrer.

„Wenn montags alle ins Büro gehen, gehe ich ins Yoga.“

Meist unterhält sich Julian ganz gern mit den Fahrgästen. Die Erfahrung zeigt, dass es bei ihm liegt, das Gespräch anzufangen. „Am schönsten ist es, wenn es nicht die 0-8-15 Gespräche sind, sondern interessante Leute, die etwas zu erzählen haben.“ Um halb elf fährt Julian mit einer älteren Dame am Geschwister-Scholl-Platz vorbei. Der Brunnen leuchtet in der Nacht. Die Frau erzählt, dass sie vor 45 Jahren in München Pharmazie studiert habe. „Ich habe noch ein Foto, da ist kein Auto am Platz vor der Uni und nur ein einziges Fahrrad, und das war meins.“ Heute könne man sich das nur noch schwer vorstellen. Fahrgäste wie die Pharmazeutin machen den Job einfach. Kein Geruch nach durchzechter Nacht, kein Dröhnen in den Ohren, keine ungewollten Annäherungen. Eine Horde kreischender Mädchen ist da wesentlich anstrengender, oder eine Gruppe lauter Texaner, die eine Dunstwolke aus Bier und Schnaps mit in das Taxi tragen und in eine Karaoke-Bar gefahren werden wollen. „Es gibt Leute, die unfreundlich sind. Aber das muss man dann halt über sich ergehen lassen.“ Manchmal hat Julian selbst einen schlechten Tag. „Dann verbreite ich auch noch schlechte Laune im Taxi, wenn die nerven.“ Julian fährt bis sechs Uhr früh, doch der verschobene Biorhythmus macht ihm kaum Schwierigkeiten. „Ich fahre ja nicht oft. Und wenn Montags alle ins Büro gehen, gehe ich ins Yoga“. Sport ist wichtig für ihn. Yoga, Kung-Fu, Joggen und Fußball halten Julian nicht nur fit, sondern sind auch wichtig für eine Karriere als Schauspieler. „Was die Ausstrahlung angeht macht es einen extremen Unterschied, ob man aufrecht geht und was für eine Körperhaltung man hat.“

Nach dem Abitur schnupperte Julian in den Wochenendkurs einer Schauspielschule und war davon auf Anhieb so fasziniert, dass er anschließend eine zweijährige Schauspielausbildung absolvierte. „Mir macht vor allem die Vorbereitung Spaß. Den Text lesen und die Rolle erarbeiten. Ein wirklich schöner Job, ich hab ihn ja nicht

umsonst gelernt.“ 2010 spielte er im Abschlussprojekt seiner Ausbildung, einem Kinofilm, einen im Rollstuhl sitzenden Erfolgsliteraten mit Schreibblockade. Eine „sehr coole Rolle“, meint er, „die ziemlich Power hatte“. Doch seitdem gab es nur wenig Engagements. Denn auf der Schauspielschule lernt man kaum, dass man nach der Schule zu allererst ein Verkäufer seiner selbst sein muss. Und das ist nicht einfach: Offene Castings gibt es wenige, die meisten Caster treffen intern eine Auswahl.

„Alles, außer aufhören.“

Seinen Eltern habe es nicht unbedingt gefallen, als Julian die Schauspielerei für sich entdeckte. „Eigentlich mag ich Sicherheit doch sehr gern, ich bin ein bequemer Mensch.“ Und weil Taxifahren ein recht einfacher und unkomplizierter Job ist, hat Julian auch ein wenig Angst daran hängen zu bleiben. „Das Taxifahren verleitet zum Schleifen lassen, aber bei mir kommt immer wieder eine Phase der Unzufriedenheit.“ Das Gefühl setzt ihn wieder auf die Spur und motiviert ihn, dran zu bleiben an seinem großen Traum, an seinen Vorbildern. Jack Nicholson zum Beispiel findet Julian großartig. Er würde selbst gerne verrückte Sachen spielen und wünscht sich nur eine Chance, sich in solchen Rollen zu beweisen. An der Schauspielschule war er mit Rocco Stark in einer Klasse, bei dem es schon besser läuft. Eine Daily-Soap zu drehen wie er, das ist für viele Nachwuchstalente ein Volltreffer. Denn bei solchen Engagements ist das Einkommen meist für lange Zeit gesichert. Perfekt ist aber auch bei Stark nicht alles. „Ins Dschungelcamp gehen, das muss nicht unbedingt sein,“ findet zumindest Julian. Bei seinen Schauspielkollegen sieht es ähnlich mager aus mit Jobs. Um endlich die eine große Chance zu bekommen, machte Julian letzte Woche neue Fotos und aktualisierte sein Demoband. Das will er jetzt wieder an Caster und Besetzungsagenturen schicken. „Das ist ja das Gute, dass man immer selbst etwas tun kann. Manchmal muss man auch unentgeltlich spielen, aber wenn es schöne Pro-

jekte sind ist das auch gut, weil man neues Material bekommt. Alles, außer aufhören.“ Es gäbe viele, die schnell demotiviert seien und die Schauspielerei gleich wieder an den Nagel hängen. Aber Julian will dran bleiben. „Und wenn ich dann wieder ein paar Sachen drehe, vielleicht noch ein Theaterjahr mache zur Bühnenreife, dann bin ich zumindest noch dabei. Und dann kann ich ja nicht sehr viel mehr machen als hoffen, dass ich mal eine Rolle bekomme.“

Halb sechs Uhr morgens. Ein großer, mit Tattoos übersäter Mann steigt an einer Tankstelle aus dem Taxi und torkelt langsam davon, seine braune Hündin folgt ihm bei Fuß. Der Tattoostudiobesitzer hatte bis drei Uhr gearbeitet, anschließend noch gefeiert und in sechs Stunden muss er wieder ran. Julians Schicht ist dagegen fast vorbei. „Bei den Taxlern gibt's auch alles. Ich bin wahrscheinlich nicht der einzige Schauspieler, der Taxi fährt. Ein Kollege ist fertiger Arzt, der konnte aber irgendwie nicht mit Blut.“ Und so macht sich Julian, der Taxifahrer, der sich so gar nicht als Taxifahrer fühlt, auf zu seiner letzten Fahrt für diese Nacht. ■

(i) FILM ANSEHEN

Janina Ludwig hat Julian auch mit der Kamera begleitet. Den Film gibt's auf www.ludwig-film.de/html/julian.html.



Auf dem Weg nach London.
Janina.Ludwig@campus.lmu.de

„ICH BIN SCHAUSPIELER.
ICH BEKOMME BLOSS
KEIN GELD DAFÜR.“

Fotos: Florian Huber

KINDHEITSTRAUM VERSUS LEBENSWEG

Wo sahen wir uns damals, wo stehen wir heute?

Von Lisa Hörgstetter & Klara Grebner

Die meisten Kinder wissen bereits früh, was sie später einmal werden wollen. Sie träumen von der Karriere als Tänzerin, vom abenteuerlichen Leben als Feuerwehrmann oder Astronaut. Mit zunehmendem Alter drängen sich dann mehr und mehr rationale Gedanken in den Vordergrund, die den Kindheitstraum in Vergessenheit geraten lassen und den Lebensweg in eine andere Richtung lenken. Drei Menschen zeigen, dass sich Kindheitstraum und Lebensweg unterschiedlich entwickeln können, aber nicht immer unvereinbar sein müssen.

1) ECKART, 65 JAHRE ALT, ZAHNARZT, TRAUMBERUF ALS KIND: BAUMEISTER

„Wenn ich groß bin, werde ich Baumeister, dann baue ich meinem Lehrer ein Haus. Am schönsten ist das Mörtelpanschen“, sagte Eckart mit neun Jahren. 56 Jahre später hat sich dann doch einiges geändert. Eckart ist mittlerweile Zahnarzt mit einer eigenen Praxis in Schwabing: „Das Beste an meinem Beruf ist, dass ich stets kreativ im künstlerischen Sinn sein kann. Ich kann etwas konstruieren, das von Dauer ist und Menschen hilft“. Baumeister zu werden könnte Eckart sich aber auch heute noch vorstellen.

2) ANGELIKA, 54 JAHRE ALT, SELBSTÄNDIGE STEUERBERATERIN UND BÄUERIN AN EINEM MILCHVIEHHOF MIT 70 KÜHEN

„Hätte ich nicht den richtigen Mann gefunden, hätte ich mich damals für die Karriere entschieden und promoviert. So habe ich mit 29 Jahren in einen Hof eingehiratet und bin praktisch über Nacht Bäuerin geworden.“ Angelika machte sich nach der Hochzeit als Steuerberaterin selbstständig und übt jetzt beide Berufe parallel aus, obwohl es manchmal schwierig sei, alles unter einen Hut zu bringen.



1) ECKART

„An der Landwirtschaft gefällt mir, dass der Hof ein Familienbetrieb ist und wir mittags alle zusammen am Esstisch sitzen können. Mein Beruf ist aber eindeutig Steuerberaterin.“

3) RÜDIGER, 70 JAHRE ALT, PROFESSOR FÜR KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT UND ERWACHSENENPÄDAGOGIK UND JESUITENPATER, WOLLTE ALS KIND CHÖRE DIRIGIEREN

Als der Lehrer Bodensteiner den kleinen Rüdiger in der zweiten Klasse bat, den Klassenchor zu dirigieren, stand Rüdigers Berufswunsch fest. Bis heute gefällt es ihm selbst zu singen oder eine Gruppe zum Singen zu motivieren. Im Alter von 20 Jahren trat er dem Jesuitenorden bei: „Ich wollte damals für Gott und die Menschen und deren Rechte eintreten“. Rüdiger mag an seinem Beruf besonders den menschlichen Aspekt: Die Seelsorge, das Helfen und das Unterstützen in allen Lebenslagen. Auch wenn er mit seinem Lebensweg voll und ganz zufrieden ist, eine Sache würde er heute anders machen: „Ich würde zuerst mein Jurastudium zu Ende bringen und später in den Orden eintreten. Dann hätte ich die Erfahrungen von Partnerschaft und Verliebtsein etwas intensiver machen können.“ Im Moment studiert Rüdiger den Eichendorff Liederkreis von Robert Schumann ein.

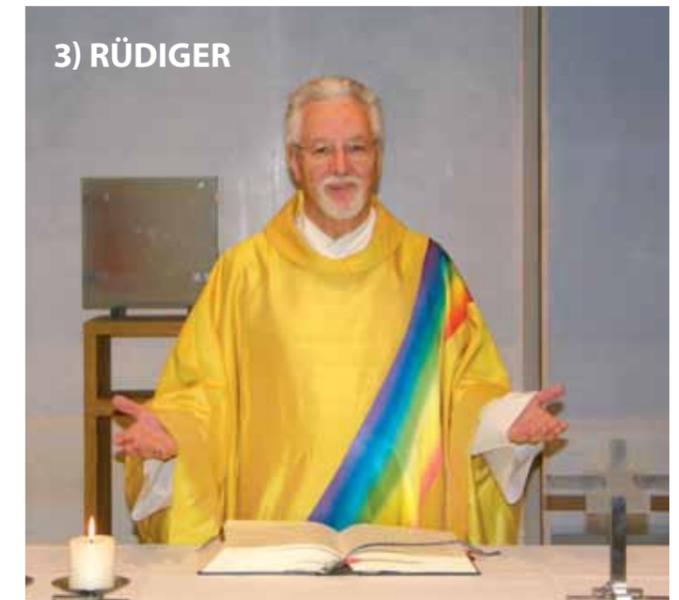
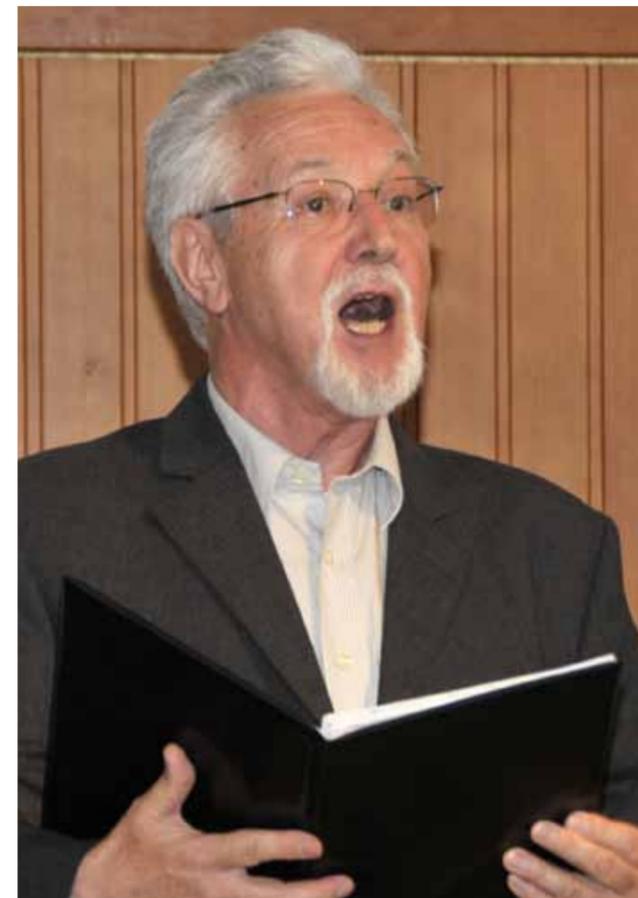


2) ANGELIKA

Fotos: Lisa Hörgstetter & Klara Grebner



Fotos: Lisa Hörgstetter & Klara Grebner



3) RÜDIGER



Klara ist unterwegs zum Traumberuf. K.Grebner@campus.lmu.de



Erasmus entführt Lisa nach Helsinki. Lisa.Hoergstetter@campus.lmu.de

Außer- gewöhnliche Berufe

Würden wir alle unsere kindlichen Vorstellungen vom Traumberuf verwirklichen und Astronauten, Rockstars oder Schauspieler werden, wer würde uns helfen, die Mäuse aus dem Keller zu jagen? Ein Porträt ungewöhnlicher Berufe, die seltener im Rampenlicht stehen.

Von Michael Sapper

Es gibt viele Traumberufe. Aber mindestens genauso viele, bei denen man denkt: Wer macht denn so etwas freiwillig? Wer setzt sich gerne mit Ungeziefer auseinander? Roland Schallweg zum Beispiel. Wenn Tiere zur Plage werden, wird er gerufen. Wespen, Ameisen, Mäuse und Ratten, aber auch bei der Taubenabwehr soll Roland helfen.

Für jede Tierplage gibt es verschiedene Möglichkeiten. Wespennester werden entweder umgesetzt, entfernt oder abgetötet. Viele Kunden wählen logischerweise das Günstigste – das Abtöten. Im Laufe der Zeit entwickelt sich eine bestimmte Routine. Der Anruf kommt, man fährt hin, man macht weg. „Oft existiert es ein völlig falsches Bild von der Arbeit eines Kammerjägers. Man geht sauber rein und auch wieder sauber raus. Bei wirklicher Drecksarbeit tragen wir natürlich Schutzkleidung. Wenn wir Wohnungen von sogenannten Messis desinfizieren zum Beispiel“, erzählt der 47-Jährige. In diesen Fällen holen meistens Verwandte oder die Hausverwaltungen den Kammerjäger, um eine weitere Ausbreitung von Schädlingen zu vermeiden.

Andere Kunden reagieren auch über. So musste Roland ausrücken, weil eine Frau binnen drei Monaten 15 Spinnen in ihrem Haus gesehen hatte. Das ist für das Geschäft natürlich ziemlich positiv: „Die Unwissenheit vieler Städter ermöglicht unsere Arbeit. So können manche eine Maus nicht von einer Ratte unterscheiden.“ Gerade diese Kunden sind dem Kammerjäger dann besonders dankbar.

Problematisch wird es bei jenen Menschen, die überall Tiere sehen. In einem Fall ging Robert sehr behutsam vor. Er legte eine Staubfluse unter das Mikroskop, um der Person zu zeigen, dass dort keine kleinen Tierchen krabbelten – vergeblich. Von einer Ärztin lernte er, es gebe eine bestimmte Krankheit, die sich psychisch so stark auf den Körper auswirkt, dass Betroffene weiterhin davon überzeugt sind, Bettwanzen zu

haben. Und tatsächlich zeigten sich bissähnliche Spuren auf der Haut, obwohl alle Tiere beseitigt waren.

Der Arbeitsbereich von Kammerjägern beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Beseitigung von Tieren. Robert und seine Kollegen werden zum Reinigen auch in sogenannte „Leichenwohnungen“ gerufen. Wenn der Verstorbene schon zwei bis drei Wochen dort liegt, „kann das einem durch den Gestank schon die Kehle zuschnüren.“ Oft sind Maden und Fliegen schon da. Besonders schwierig wird die Arbeit, wenn die Leichensäfte vom Teppich aufgesogen wurden oder sich unter dem Parkett im Estrich festgesetzt haben. Dann muss alles herausgerissen werden.

Dank seiner zwölfjährigen Vorerfahrung als Feuerwehrmann, unter anderem auch beim Rettungsdienst, ist Robert abgehärtet. Aber er kann sich vorstellen, „dass andere das mehr mitnimmt.“

Der Umgang mit Toten ist für Soldaten kein ungewohntes Bild. So auch für Erwin R. Er war von April bis Oktober 2010 ein halbes Jahr als Gebirgsjäger im Norden Afghanistans als „Feuerwehr vom Hindukusch“ im Einsatz, wie er es nennt. Erwin sorgte dort mit seiner Einheit unter anderem für die Sicherheit der Schutzkräfte und der Bevölkerung wie auch für die Ausbildung der afghanischen Sicherheitskräfte. Außerdem waren die Soldaten da, um für Beruhigung zu sorgen, „wenn es einmal krachte.“ Damit meint der Gebirgsjäger explodierende Minen. Die liegen dort überall im Boden. Um Sprengungen zu verhindern, suchen Einheiten Transportwege mit manuellen Metalldetektoren ab. Unterstützt werden sie dabei von sogenannten „US-Road-Clearer-Packages“, das sind Fahrzeuge, die den Boden nach den gefährlichen Sprengsätzen durchleuchten.

Wenn Erwin an seinen Einsatz zurückdenkt, steckt ihm ein Erlebnis noch immer in den Knochen. Unterstützt von einem solchen Package fand sein Trupp eine Sprengfalle.

Die deutschen Soldaten bildeten auf der kanalisierten Straße in vorderster Front eine Absicherung. Der sogenannte „Mineroler“, der für das Entschärfen beziehungsweise sichere Detonieren der Sprengsätze zuständig ist, belastete den Zünder zu früh, so dass Erwin R. und seine Kameraden gerade einmal 70 Meter vom Ort der Explosion entfernt waren und die Detonation fast hautnah miterlebten. „Das ist schon sehr respekt einflößend“, sagt der 21-Jährige.

Allerdings machten nicht nur die versteckten Sprengsätze den Soldaten zu schaffen: Die Taliban verfolgen eine „Hit & Run-Taktik“ ähnlich eines Guerrillakrieges. Sie sind mit der Umgebung wesentlich vertrauter und kennen Verstecke in Wassergräben oder Brunnen. Aus diesem Hinterhalt schlugen sie blitzschnell zu.

Der Adrenalinstoß nach dem ersten Schuss ist immens. Dann geht alles sehr schnell. Die Befehlskette vom obersten Befehlshaber der Gruppe bis zum niedrigsten Rang muss funktionieren. Lage checken, Position beziehen, Gegenangriff einleiten. Dabei schießt man nicht bewusst zurück, da man den Angriffsort nur grob lokalisieren kann. Während seinem halben Jahr in Afghanistan erlebte Erwin R. zwei bis drei solcher Gefechte im Monat.

Die Gefechte kosten Menschenleben. Nicht nur auf Seiten der Militärs und der Taliban. Trotzdem hat Erwin R. die Erfahrung gemacht, dass die Bevölkerung den Alliierten gegenüber überwiegend positiv gestimmt ist. Dennoch versteht er diejenigen, die sich den Nato-Soldaten gegenüber gleichgültig bis ablehnend verhalten: „Das Land erlebt seit fast dreißig Jahren Krieg. Die Menschen dort wollen einfach nur Frieden.“



Zu mehr berufen?
Michael.Sapper@campus.lmu.de



Interview mit Jörg Schwarz, Dozent an der LMU

In jeder Gesellschaft gibt es Berufe mit geringem Ansehen. Trotzdem muss sie jemand ausüben. Im Mittelalter gab es zahlreiche davon. Einer war der des Henkers. Ein Interview mit Jörg Schwarz, Privatdozent für Mittelalterliche Geschichte an der LMU.

Welche Berufe galten denn im Mittelalter als verwegen oder unangesehen?

Dazu gehören Gaukler, Prostituierte oder auch Henker. Aber nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort waren diese Berufe unehrlich oder unehrenhaft. So gibt es Zeiten im Mittelalter, da war die Ausübung des Henkerberufs völlig normal. Es kam – und das ist das Spannende – im Laufe des Mittelalters zu einer zunehmenden Stigmatisierung. Sie setzt etwa im 13.,

14. Jahrhundert ein. In der Zeit kam es zu einer Isolation des Henkers.

Wie drückte sich diese Isolation aus?

Das äußerte sich zum Beispiel in der Topografie innerhalb der Stadt. Sein Haus lag immer etwas abgelegen vom Gutsleut-Viertel oder am Rande der Stadt. Die Henkerstracht war auch sehr wichtig. Die musste er in der Regel anziehen, als Erkennungsmerkmal.

Also auch im Alltag?

Ja, auch im Alltag. Es gab bestimmte Städte und Regionen, in denen geduldet wurde, wenn der Henker nicht in dieser Tracht herumliefe. In der Regel war es aber schon so. Im Wirtshaus zum Beispiel durfte sich der Henker auch nicht zu den anderen setzen. Es gab sogar einen besonderen, einen dreibeinigen Schemel für ihn. Auch normale Ehen waren kaum möglich. Er durfte zwar heiraten, aber nur innerhalb des Henkersmilieus, das heißt eine Henkerstochter. Außerdem kam es zu einer Tabuisierung des Henkers. So wurde er in Chroniken oft nicht namentlich als Henker erwähnt. Dafür gab es zum Beispiel die Namen: Meister Hans, Benz, Blutscherge, Dehner, Fleischer oder Meister Hämmerling. Und selbst das ist nur eine winzige Auswahl an Namen für ihn.

Wie kam es denn eigentlich zu dieser heftigen Stigmatisierung?

In der Forschung hierzu kam es zu einem Paradigmenwechsel. Zunächst ging man davon aus, dass es für die Menschen im Mittelalter anrühlich war, mit dem Tod anderer Menschen Geld zu verdienen. Allerdings erwarb man sich im Krieg viel Ruhm. Eher lässt sich die Stigmatisierung also dadurch erklären, dass eine alte Verbindung des Todesurteils mit einer sakralen Sphäre – allerdings einer heidnisch sakralen Sphäre – aufbrach. Die Vollstreckung eines Todesurteils war nun nicht mehr ein Opfer an eine heidnische Gottheit, wie es vor dem Mittelalter der Fall war. Und weil diese Verbindung aufgebrochen war, herrschte Angst, Abscheu und Entsetzen vor dem Henker.

Es heißt ja, dass die Henker aufgrund dieser Stigmatisierung für die damaligen Verhältnisse gut entlohnt wurden. Machte das den Beruf populärer?

Attraktiv war der Beruf nicht gerade. Man verdiente damit nicht viel Geld. In vielen Städten herrschte sogar Henkermangel. Es kam zum Austausch an Henkern zwischen den Städten. Falls ein Todesurteil ausgesprochen wurde – und kein Vollstrecker zur Hand war – schrieb man eine Nachbarstadt an, um sich einen Henker zu „leihen“. Henker zu sein war oftmals die Ultima Ratio bei der Berufswahl. Man lebte von der ‚Hand im Mund‘ und es gab eben nur einen sehr geringen Spielraum, sein Leben frei zu gestalten. ■



Foto: Michael Sapper



**„ICH HABE MICH
SCHON IN DER BUNDES-
WEHR SEHR SCHWER
GETAN MIT DIESEM
SCHEISS HELM.“**

Foto: Meder Kydyraliev

WEGGEFÄHRTEN

An Sommertagen drängeln bis zu 15.000 Radfahrer durch Münchens Innenstadt – manche regelkonform, andere „kreativ“ wie Rainer Langhans. Das Konfliktpotential explodiert.

Von Lisa Leinweber

„Neulich bin ich mit Hundertzwanzig auf meinem Fahrrad rumgefahren und wie immer konnt' ich nur hoffen, die Polizei hält mich nicht an. Denn dann müsst' ich Strafe zahlen und man führt mich zum Verhör und mein armes kleines Fahrrad ständ' alleine vor der Tür.“ Diese Liedzeilen der „Prinzen“ entdeckte ich in meinem fünften Lebensjahr und weiß sie seitdem jederzeit fehlerfrei zu interpretieren. Denn im Sommer 95 begann ich auf meinem grün-rot gestrichenen Pumuckel-Mountainbike die Nachbarschaft zu verunsichern. Dass es aus zweiter Hand von meinen großen Geschwistern stammte, tat meiner ersten Liebe keinen Abbruch.

Das Fahrradfahren gehört zu den ersten fünf Höhepunkten des menschlichen Lebens: erster Schrei, erstes „Mama“, erstes Mal alleine aufs Töpfchen, erste Schritte, erstes Radeln ohne Stützräder. Es wird zu einem omnipräsenten Bestandteil unseres Lebens und so auch nicht mehr in Frage gestellt. In ganz Deutschland verfügen etwa 83 Prozent der Haushalte über mindestens ein funktionstüchtiges Exemplar. Umgerechnet entspricht das über 70 Millionen intimen Beziehungen. Denn ob der Karbonrahmen des Rennrades auf Hochglanz poliert ist, das Fahrradkorbchen des Damenfahrrads mit falschen Blümchen verziert wurde oder die ungeliebte Rostlaube eine symbiotische Beziehung mit der Gartenmauer eingeht, legt viele Charakterzüge offen. Die Studentin Caroline benutzt das Fahrrad, da sie damit am „schnellsten von A nach B kommt“ und der Kommunarde Rainer Langhans, weil er sich dadurch „besserer und lockerer fühlt, als in dieser verkehrsgeregelten Normalität.“ Der Drahtesel wird zum gemeinsamen Nenner einer Gesellschaft.

„Radeln steht für Unabhängigkeit, Flexibilität, Bewegungsfreude, Lebensqualität und Lifestyle“, preist die Stadt München das ökologische Glück auf zwei Rädern, „Radeln steht für Mobilität mit Zukunft.“ Recht hat sie. Fahrradfahren ist auf kurzen Strecken konkurrenzlos schnell, erzeugt keinen Lärm und keine Abgase. Das Fahrrad sichert damit die Mobilität zu geringen individuellen und gesellschaftlichen Kosten. Derzeit werden

17 Prozent aller Wege in München mit dem Fahrrad zurückgelegt. Und noch ist der Radelwahn ungebremsst. Die Stadt München geht davon aus, dass der Radverkehr bis 2020 auf 25 Prozent ansteigen wird – Stuttgart bringt es im Vergleich auf nur acht Prozent.

In der bayerischen Hauptstadt nimmt der velophile Meltingpot besondere Ausmaße an. Auf etwa 1.200 Kilometer Radweg drängen sich an einem Sommertag bis zu 15.000 Radfahrer – schnelle, langsamere und ich. Im Winter sind es werktags immerhin noch rund 5.000 Radler. Während sich Kampagnenleiter der „Radlhauptstadt“ über solche Zahlen freuen, werden die Radwege stetig voller. Täglich gibt es Verletzte und nicht selten auch Tote. Um die Situation zu entschärfen, wurden im Münchner Innenraum 17 Fahrradstraßen gebaut – 23 weitere sollen in den nächsten Jahren hinzukommen. Sie werden dort eingerichtet, wo der Radverkehr die vorherrschende Verkehrsform ist und bilden einen entspannenden Ausgleich für die gestresste Radlerseele. Denn während Kraftfahrzeuge auf Fahrradstraßen streng tabu sind, wird gemütliches nebeneinander radeln gerne gesehen.

Harte Realität fernab des colorierten Kampagnen-Idylls: So stolz München auf den Ruf als fahrradfreundlichste Metropole Deutschlands auch sein mag, explodiert das Konfliktpotential in der „Radlhauptstadt“. Polizeihauptkommissar Markus Koch warnt, dass trotz permanenten Ausbaus des Radnetzes die Infrastruktur dieser Entwicklung nur bedingt gerecht werde. Fahrradfahren ist nicht immer schön. An sonnigen Tagen werden auf Münchens Straßen durchschnittlich 20 Fahrradfahrer verletzt. Als dieser Beitrag entstand, starb ein Radfahrer bei einem Unfall.

„56 Prozent der Unfälle mit Fahrradbeteiligung wurden von den Radfahrern selbst verursacht. Wir wollen nicht polarisieren“, beschwichtigt Koch, „es macht keinen Sinn, wenn jeder über jeden schimpft.“ Vielmehr gelte es, die Situation als gemeinschaftliche Aufgabe zu begreifen. „Wir wollen eine harmonische Kultur des Miteinanders. Das ist

unsere Botschaft: entspannt, harmonisch, sicherer.“ Mit wohlgemeinten Ratschlägen ist es jedoch nicht getan: „Da wir immer mehr Radfahrer haben, nehmen auch verkehrsdelinquent handelnde Radfahrer zu und deshalb kontrollieren wir sehr stark.“ Ein Ausspruch, der sich auf 30.000 gebührenpflichtige Beanstandungen im Jahr summiert – zu den häufigsten gehört das Überfahren einer roten Ampel.

Schnell, mit dem Handy am Ohr und auch mal bei Rot über die Kreuzung ist ein Fahrstil, den Rainer Langhans kaum als „verkehrsdelinquent“ bezeichnen würde. Er nennt es vielmehr „kreativ“, fährt „gerne auch im tiefsten Winter“ und hält nichts davon, einen Helm zu tragen: „Ich möchte meine Haare freihalten und habe mich schon in der Bundeswehr sehr schwer getan mit diesem Scheiß Helm.“

Ob regelkonform, kreativ oder im Schnecken-tempo: Fahrradfahren schenkt Unabhängigkeit und mir ein persönliches Stück heile Welt – mit oder ohne Helmfrisur. So fällt es mir morgens leicht, auf mein knarzendes Hollandrad zu steigen und summend durch Münchens Straßen zu radeln. „Nur Genießer fahren Fahrrad und sind immer schneller da.“

TOP 5 DER TATBESTÄNDE

- 160 Euro: Rotlicht länger als drei Sekunden
- 100 Euro: Rotlicht unter drei Sekunden
- 25 Euro: Einbahnstraße falsch befahren
- 20 Euro: Nebeneinander fahren
- 15 Euro: Bei Dunkelheit ohne Licht fahren



Lisa liebt abschüssige Radwege.
Lisa.Leinweber@campus.lmu.de

Lauf, Feuer, Lauf!



Günter Zahn, Schlussläufer bei den Olympischen Spielen 1972 in München

Fotos: Günter Zahn

Die Olympischen Sommerspiele 2012 in London stehen vor der Tür. Der Weg des Feuers ist dabei ein eigenes Medienspektakel. Aber im Gegensatz zu den Chinesen mit ihrem „Fackellauf um die Welt“ nehmen es die Briten eher gelassen: Die Fackel wird nur durch das Vereinigte Königreich getragen. Doch woher kommt eigentlich die Tradition des olympischen Fackellaufs? Und wie war das damals bei den Spielen 1972 in München?

Von Anna Klühspies

Blau-Weiß ist der Himmel an diesem 26. August über München. Kaiserwetter, wie der Bayer zu sagen pflegt. Über dem Olympiastadion strahlt die Sonne, ein leichtes Lüftchen lässt die Fahnen der anwesenden Nationen im Wind flattern. Und als Joachim „Blacky“ Fuchsbergers Stimme durch das Olympiastadion schallt, wird es still unter den Athleten und Zuschauern. „5.758 Läufer sind seit dem 28. Juli unterwegs. Jeder für einen Kilometer. Um das durch einen Sonnenstrahl in Olympia entzündete Feuer von Hand zu Hand nach München zu bringen. Der junge deutsche Fackelläufer, Günter Zahn, der als letzter jeden Augenblick durch das Marathontor einlaufen wird, wird begleitet von dem Läufer Kipchoge Keino aus Afrika, Jim Ryun aus Amerika, dem Läufer Kenji Kimihara

aus Asien, und dem Läufer Derek Clayton aus dem fünften Erdteil Ozeanien.“

Kanonensalven tönen vom Olympiaberg herüber und Sekunden später setzen mystische Sphärenklänge ein. Dann läuft er ein, der hochgewachsene, blonde, erst 18-jährige Athlet aus Passau, dem böse Zungen ein zu „deutsches Aussehen“ für diesen Posten attestiert hatten. Mit schönem, schwungvollem Schritt nimmt Günter Zahn die letzten 400 Meter auf der Laufbahn des Stadions, die Olympische Fackel am ausgestreckten Arm über seinem Kopf.

„Die Nervosität war natürlich da“, erinnert sich Günter Zahn an diesen Augenblick. „Aber Ich habe mich eigentlich darauf gefreut. Ich

habe natürlich versucht, ein bisschen den Blick schweifen zu lassen, nicht auffällig, aber die Augen sind schon nach rechts und links gegangen.“ Dann der große Augenblick. Der



junge Läufer zündet das olympische Licht an. Am höchsten Punkt des Olympiastadions. Er schaut herab auf die vielen Gesichter der Zuschauer, die ihm gebannt bei jedem Tritt nach oben folgten. „Das war schon beeindruckend.“

5.758 Kilometer legte die Fackel von Olympia bis nach München zurück. Bis nach Peking waren es unglaubliche 137.000 Kilometer, nach London werden es 12.800 Kilometer sein. Eine Pauschalstrecke gibt es nicht. Gemeinsam allerdings haben alle Fackelläufe seit 1936 ihren Ursprung: Olympia in Griechenland, Austragungsort der Olympischen Spiele des Altertums. Die Zeremonie findet dabei immer nach dem gleichen Muster statt: Vor der Ruine des Hera-Tempels wird von Priesterinnen das Sonnenlicht mit Hilfe eines Hohlspiegels gebündelt und somit das Feuer entfacht. Anschließend wird es in einem Tongefäß in das alte Stadion gebracht und von der Hohepriesterin in Form einer Fackel an den ersten Läufer gereicht. Ein schönes Schauspiel mag der Laie sagen, Michael Gissenwehler findet das allerdings ein bisschen peinlich. Der 55-jährige ist Professor am Institut für Theaterwissenschaft in München und Experte auf dem Gebiet der Olympischen Spiele. Er sagt: „Es ist eine ziemlich schaurige, schlechte Zeremonie vor dem Hera-Tempel. Da kommen dann zwölf bis 15 Priesterinnen in pseudo-antiken, ganz



sonderbar auf archaisch-getrimmten Kostümen und abenteuerlichen Frisuren daher. Übrigens sind das alles Schauspielerinnen vom Nationaltheater in Athen. Und alles ist so künstlich langsam.“

Von seinem Geburtsort in Olympia wird das Feuer dann in die ganze Welt getragen. Normalerweise per Fuß, manchmal mag man es aber auch ausgefallener. Via Taucher oder auf dem Rücken eines Kamels wurde die Flamme schon zum Austragungsort gebracht. Bei großen Distanzen wird das Feuer immer häufiger per Flugzeug transportiert, sicher geschützt unter einer Transportglocke. Auf



seinem Weg soll es die kommenden Spiele ankündigen und zugleich ein Botschafter für Frieden und Völkerverständigung sein. Soweit die Wunschvorstellung. Die Realität sieht allerdings oft ganz anders aus. „Diese Olympische Idee: Höher, schneller, weiter, die zeigt sich auch beim Fackellauf“, erklärt Gissenwehler. Seit Beginn des Fackellaufes in Berlin 1936 übertreffen sich die Ausrichterstädte an Superlativen. Mit beinahe brachialer Gewalt wird versucht, der Fackel den Weg zu bahnen und nicht selten wird das Feuer dabei zum Politikum stilisiert. Besonders die letzten Spiele in Peking und die mit dem Fackellauf verbundenen Proteste dürften vielen in Erinnerung geblieben sein. Die „Schutztruppe des heiligen Feuers“, eine Sondereinheit der chinesischen Volkspolizei, wurde extra für den Schutz der Fackel ins Leben gerufen. „Share the passion – light the dream, der Titelsong für die Spiele 2008. Das ist so zynisch“, meint auch Gissenwehler. „Bei den Protesten haben in Tibet Stadtteile gebrannt und die Chinesen mussten da durch. Sie sind die Supernation, das muss mit dem Fackellauf natürlich gezeigt werden.“ Auch Günter Zahn wurde für den Fackellauf angefragt, aber er hat ganz bewusst abgelehnt. Ein solches Unrechtsregime wolle er nicht unterstützen.

Gerade weil es so viel Wirbel um den letzten Fackellauf gab, will London auf zu viel Pomp

und Trubel verzichten. Nur durch England wird die Fackel getragen, und Ziel der Organisatoren ist es, dass die Fackel jede noch so kleine Ortschaft erreichen soll. Ein Lauf vor die Haustüre, sozusagen.

Auch Günter Zahn freut sich auf die kommenden Spiele in London. Aus der angestrebten Karriere als Mittelstreckenläufer ist zwar nichts geworden, aber das ist für den 58-jährigen Polizisten keine Schande. Dafür trainiert er jetzt ehrenamtlich die Leichtathletik-Jugend in Passau und sammelt auf Wohltätigkeitsveranstaltungen Gelder für den Nachwuchssport. Die Fackel von damals durfte er übrigens behalten. Ab und zu wird sie aus dem heimischen Wohnzimmerregal geholt und für die ein oder andere Ausstellung verliehen. Einen Tipp, wer der mögliche Schlussläufer in London sein wird, hat Günter Zahn auch schon. Aber verraten wird an dieser Stelle natürlich nichts, denn das Geheimnis um den Schlussläufer wird in diesen Tagen mindestens so gut behütet wie die Kronjuwelen im Tower zu London. ■



Anna ist kein Fan von Tartan.
Anna.Klühspies@campus.lmu.de

Der lange WEG zu Wasser und zu Land

Extreme Ironman-Distanzen im Ausdauersport erfreuen sich auch unter Amateursportlern immer größerer Beliebtheit. Doch warum eigentlich? Der *Communicator* geht der Sache auf den Grund.

Von Tobias Müller

Anfang diesen Jahres hatte ich die Eingebung, an einem „kleinen“ Triathlon teilzunehmen. 500 Meter Schwimmen, 20 Kilometer Radfahren und fünf Kilometer laufen. Nacheinander! Berauscht von meinem sportlichen Draufgängertum traf mich die Erkenntnis vergleichsweise hart, dass andere Amateursportler ein Vielfaches dessen absolvieren, was mich erwartet: dreieinhalb Kilometer schwimmen (die Breite der Meerenge in der Magellanstraße), 180 Kilometer Radfahren (mehr Strecke als von München nach Nürnberg) und 42,195 Kilometer laufen (ein kompletter Marathonlauf) – und alles an einem Tag.

Es scheint gerade im Trend zu liegen. Bücher werden verkauft „die schon im Titel anpreisen einen „Couchpotato zum Ironman“ zu drillen. Fernsehreportagen aus demselben Stoff gibt es zuhauf. Doch woher kommt dieser Masochismus? Dieser Frage muss man mal auf den Grund gehen. Dazu verabrede ich mich mit einem Trainingspartner, der sich mit Grenzerfahrungen auskennt.

Wolfgang Weber ist Ende 40, und man merkt ihm an, dass er für sein Alter erstaunlich gut in Form ist. Während er sich schnell in die Sportklamotten wirft, weist er mich in gepflegtem bayerischen Akzent darauf hin, dass er gerade mit seinen Schwiegereltern beim Essen war. Ob denn ein „ganz ruhiger Lauf“ auch in Ordnung sei. Klar, keine Frage. Schließlich beschleicht mich das Gefühl, dass dieser Mann mir wohl trotz des Altersunterschieds konditionell weit überlegen ist. Wolfgang war schon immer sportlich. Spielte auch Fußball, vor allem aber Squash. Dann kamen zwei Bandscheibenvorfälle – zumindest intensives Squash spielen war vorbei. Für Wolfgang jedoch kein Hindernis. „Meinen Rücken kräftige ich im Fitnessstudio, dann habe ich mit dem restlichen Sport keine Probleme. Bandscheibenvorfälle sind für viele einfach nur eine Ausrede mit Sport aufzuhören.“

Seine Liebe zum Ausdauersport hat Wolfgang langsam entdeckt. Er begann mit Radmarathons, irgendwann kam dann die Volksdistanz

– der Triathlon, auf den ich mich vorbereite – dazu. „Ich freue mich heute noch für jeden, der sich überwindet und sich vielleicht trotz Bierbauch irgendwie über die Ziellinie schleppt.“ Frustrierenderweise fühle ich mich ein bisschen angesprochen. Nachdem die Distanzen größer wurden, schlägt Wolfgangs Freund und Trainingspartner aus dem Triathlon-Verein vor, sich für eine Ironman-Distanz anzumelden. „Das hat sich so hochgeschaukelt. Und erst habe ich ihn tatsächlich für verrückt erklärt.“

Ganz ungefährlich ist die Sache mit dem Ironman tatsächlich nicht. Während normales Ausdauertraining gesund ist, hat die lange und vor allem intensive Belastung, wie es bei einem Ironman der Fall ist, auch negative Auswirkungen auf den Körper. So kann es beispielsweise zu einer erhöhten Steifigkeit der großen Gefäße kommen. Außerdem drohen Gelenk- und Muskelprobleme. Während die Risiken individuell verschieden sind, gibt es doch eine Konstante: Es kommt auf den Trainingszustand an. „Je schlechter der Trainingszustand, umso

höher ist auch das Risiko für Verletzungen und gesundheitliche Probleme durch Überlastung,“ so Kathrin Esefeld vom Zentrum für Prävention und Sportmedizin an der TU München. Besonders wichtig sei ausreichende Regeneration im Training. Die 29-Jährige weiß, wovon sie spricht – neben ihrer Arbeit als Sportmedizinerin läuft sie selbst Ironman-Distanzen und andere Langstrecken. In ihrer Altersklasse ist sie bereits Weltmeisterin im Ironman auf Hawaii geworden.

Auch Wolfgang ist bewusst, wie wichtig das richtige Training ist. Er rät, mindestens ein dreiviertel Jahr vorher mit dem Training für eine Ironman-Distanz zu beginnen und sehr lange, aber ruhige Läufe und verschiedene Disziplinen miteinander gekoppelt zu trainieren. Seine akribisch protokollierten Trainingspläne weisen im Schnitt 15 bis 16 Stunden Sport pro Woche aus. Dabei unterstützt ihn auch sein Triathlon-Verein.

Er war 41, als er sich durch seinen ersten Ironman quälte. „Die meisten Amateurläufer dort sind eigentlich ungefähr in meinem Alter. Ich glaube, als ich jung war, hätte ich noch gar nicht die Geduld für das Training gehabt.“ Das kann auch Kathrin Esefeld bestätigen: „Gerade auf der Langdistanz sind die meisten zwischen 35 und 40.“ Die jungen Läufer sind vor allem auf den kürzeren Distanzen unterwegs.

Während Wolfgang trotz angeblich übervollem Magen seelenruhig weiter meine Fragen beantwortet und ich so langsam anfangen innerlich den Schwiegereltern dafür zu danken, dass neben mir kein Wolfgang auf normalem Leistungsniveau läuft, wird mir zumindest immer klarer, warum man diese Strapazen auf sich nimmt. Es ist ein Kampf, den man nur gegen sich selbst austrägt. Auch Wolfgang bestätigt das: „Es geht nur ums finishen. Die letzten zehn Kilometer vor dem Ziel macht sich ein Lächeln auf dem Gesicht breit, weil das Ende absehbar ist.“ In Wolfgangs Fall ist das nach etwa elfeinhalb Stunden erreicht. Bis dahin hat er 7.000 bis 8.000 Kalorien verbraucht. Viele seiner Ironman-Teilnahmen absolvierte Wolfgang bei der *Challenge Roth*. Hier werden Weltrekorde gelaufen, doch das



► Wolfgang Weber auf dem Schluss-Marathon: „Das Foto gefällt mir, weil hier alle Anderen schon gehen.“

Foto: Privat

interessiert höchstens die jungen Teilnehmer. Davon gebe es zwar nur wenige, aber dafür seien die richtig gut. Wie das Beispiel Kathrin Esefeld zeigt: Sie brauchte auf Hawaii knapp zwei Stunden weniger als Wolfgang in Roth – obwohl die Bedingungen diese Strecke als die wohl anspruchsvollste der Welt gelten lassen.

Doch wie bei allen Ausdauersportarten lernt man auch sich durchzubeißen. Das wird mir, nachdem gegen Ende der Strecke meine Beine tatsächlich doch schwer und meine Beiträge zur Unterhaltung immer kürzer werden, umso mehr bewusst. Zum Schluss sagt Wolfgang mir, dass er heute Morgen bereits über drei Kilometer schwimmen war. Spätestens jetzt ist die Illusion meiner eigenen Sportlichkeit zerschlagen. ■



Tobias' Weg führt ihn bald zum Studium in die USA
Tobias.Mueller@campus.lmu.de

(i) DER IRONMAN

Mit seiner über 30-jährigen Geschichte ist der Ironman auf Hawaii die älteste Ironman-Veranstaltung. Durch weltweit stattfindende lizenzierte Wettbewerbe kann man sich auch als Amateur in seiner Altersklasse qualifizieren.

Obwohl ein normaler Ironman schon hart ist, ist der Ironman Hawaii härter. Neben den extrem langen Distanzen gilt es, gegen Temperaturen über 40° Celsius, starke Winde und über 1.500 Höhenmeter anzukämpfen.

Neben dem Prestige und der Überwindung geht es beim Ironman Hawaii um mehr: Wer bei den Profis oder in seiner Altersklasse als Erstes das Ziel erreicht, darf sich Weltmeister nennen.

► Die *Challenge Roth* mit Ironman-Distanz: Hier werden Weltrekorde gelaufen.

Foto: Teamchallenge



Anzeige



*Nachwuchsjournalisten in Bayern

EIN NETZWERK JUNGER JOURNALISTEN

- Förderung von Qualitätsjournalismus
- Seminare
- Recherchereisen
- Presseausweis
- Netzwerke für Berufseinsteiger
- Lehrredaktionen

Info: www.njb-online.de



Was tun, wenn die Motivation WEG ist?

Eigentlich ist es ja nicht schwer Sport zu machen. Man schnappt sich ein paar Turnschuhe und läuft los. Beim Lernen ist es ganz ähnlich. Man nimmt ein Buch und beginnt zu lesen. Das Problem, das alle Couchpotatoes und (wahrscheinlich der Großteil) der Studenten haben, ist es erst einmal damit anzufangen. Bootcamps versprechen Hilfe für alle Sportmuffel. Können die Motivationstricks der Trainer vielleicht auch Lernmuffeln helfen? Von Patricia Scheiber

Den ganzen Tag regnet es. Mal mehr und mal weniger. Am Abend hört es zwar endlich auf, doch es bleibt eigentlich das richtige Wetter, um sich vor dem Fernseher zu verkriechen. Trotzdem trifft sich eine Gruppe von Frauen in Sportklamotten unter der Bavaria-Statue auf der Theresienwiese. Die meisten kommen direkt von der Arbeit und wirken deswegen noch ein bisschen gestresst. Es könnte aber auch sein, dass sie etwas nervös sind wegen dem, was sie jetzt gleich erwartet. Die Situation hindert aber keine aus der Gruppe daran, die anderen zu begrüßen. Es wird gequatscht und gelacht bis Marco dazu kommt: „So wir fangen an. Zum Aufwärmen laufen wir jetzt erst mal eine Runde!“ Das Gerede hört auf und die Gruppe rennt los. Sie laufen mehrere Runden, machen dazwischen verschiedene Übungen und versuchen dabei den Wasserpfützen auszuweichen. Die Stimmung ist weiterhin gut. Das ändert sich auch nicht nach einem Aufwärmispiel und Liegestütz auf dem nassen, aufgeweichten Boden. Mittlerweile schwitzen alle und brauchen eine kurze

Pause zum Durchatmen. Doch der anstrengendste Teil vom heutigen Training kommt erst noch: Zirkeltraining. Verschiedene Übungen, 40 Sekunden Anstrengung, zehn Sekunden Pause. 40 Sekunden klingen im ersten Moment nicht lange. Doch die Übun-

TRAINING BIS DIE MUSKELN ZITTERN

gen haben es in sich. Schnell sieht man verzerrte Gesichter um sich. Der Schweiß tropft und die Muskeln brennen. „Und noch fünf!“, feuert Marco an. Alle gehen an ihre Grenzen. Keine denkt ans Aufgeben, auch wenn das Zirkeltraining eine gefühlte Ewigkeit dauert. Nach dem Zirkel sieht man allen die Anstrengung an. Es gibt aber nur eine kurze Pause und dann geht es mit einer Übung für den Bizeps weiter. Diese Übung wird sehr lange



► Training vor historischer Kulisse.

wiederholt. Alle spüren schon jetzt, welche Muskeln morgen verkatert sein werden.

Wer in einem Bootcamp etwas über Motivation lernen will, muss erst einmal leiden. Die Frauen zahlen Marco, damit er sie schindet. Trotzdem gibt keine aus der Gruppe auf. Es wird solange trainiert, bis die Muskeln zittern. Alle motivieren sich gegenseitig und das ist für Marco Harder von *Original Bootcamp* das besondere an dieser Art von Training. Sein Kollege Hanjo Fritzsche kann ihm da nur zustimmen: „Wenn einer aufgeben will, sieht er die anderen weitermachen. Das motiviert und die Leute halten länger durch, egal welches Fitness-Level sie haben.“ Da Gruppendynamik aber nicht alles ist, haben die Bootcamp-Trainer noch andere Motivationstricks. Wichtig ist es, den Teilnehmern die eigenen Erfolge zu verdeutlichen. Dabei werden diese aber nicht auf die Waage gestellt. Sie müssen sich ein Kleidungsstück suchen, das ihnen vor zwei Jahren noch gepasst hat. Die Teilnehmer trainieren dann solange, bis sie beispielsweise wieder in die alte Lieblingsjeans passen. Mit diesem persönlichen Ziel vor Augen lässt sich das harte Training leichter aushalten. Die Bootcamp-Teilnehmer trainieren nicht für die Waage, sondern für sich selbst. Das Bootcamp-Training ist außerdem so gestaltet, dass die Übungen immer schwerer werden. Die Trainer wollen ihre Teilnehmer nicht gleich überfordern. Denn so ziemlich jeder kann sicher bestätigen, dass ein Muskelkater nicht sonderlich motivationssteigernd wirkt. Dem Körper muss Zeit gegeben werden, sich an regelmäßigen Sport zu gewöhnen. „Nicht übertreiben, sondern vom Leichten zum Schweren“, ist deshalb die Devise von Marco. So gibt niemand gleich auf und trainiert, bis sich Erfolge zeigen. Sobald Ergebnisse da sind, motivieren diese dann ganz von selbst zum Weitermachen.

Klingt ja eigentlich ganz einfach, oder?

Doch lassen sich diese Motivationstipps auch auf das Lernen übertragen? Eine gute Note führt hier nämlich in den seltensten Fällen dazu, seine Lerngewohnheiten zu ändern. Anstatt früh genug mit dem Lernen anzufangen, ist jede andere Beschäftigung recht. Sogar unliebsame Beschäftigungen wie der Wohnungsputz sind dann für den einen oder anderen spannender. Dabei könnte man versuchen, sich das Lernen etwas angenehmer zu gestalten und von der Gruppendynamik zu profitieren. Beim Bootcamp hat es geholfen, andere beim Sport zu sehen. Beim Lernen kann es deswegen helfen, in den Lesesaal der Bibliothek zu gehen. Hier ist man umrundet von Leidensgenossen. Oder man macht



► Die Gruppe motiviert zum Weitermachen.

es wie die alten Römer beim Philosophieren und spaziert beim Lernen ein bisschen durch das Zimmer. Denn das Gehirn braucht zum Denken Sauerstoff und Bewegungen fördern die Zufuhr. Natürlich kann man sich auch seinen eigenen Lernplatz zu suchen. Der Schreibtisch, ein ruhiges Plätzchen im Park oder vielleicht eine Lerngruppe? Dort kann man sich Dinge gegenseitig erklären, gemeinsam Eselsbrücken finden oder über den vielen Lernstoff schimpfen. Außerdem leidet es sich gemeinsam gleich besser.

Was ganz bestimmt dabei hilft, sich das Lernen einfacher zu machen, ist nicht alles auf die letzte Woche vor den Klausuren zusammenkommen zu lassen. Ein Schreibtisch gestapelt voll mit Büchern und Zetteln führt schnell dazu, gleich wieder zu kapitulieren. Wie beim Sport sollte man regelmäßig lernen und nicht übertreiben. Wer früher anfängt, kann sich dann auch mal eine Pause erlauben. Man sollte sich Zeit nehmen, sich wieder kurz zu bewegen, um so neue Energie zu sammeln. Ganz wichtig beim Lernen ist es außerdem viel zu trinken, denn Wasser erhöht die Leistungsfähigkeit des Gehirns. Und wer viel trinkt, muss auf die Toilette. So erledigt sich das mit den Bewegungspausen von ganz alleine. ■



Findet den Weg nur mit dem Smartphone. Patricia.Scheiber@campus.lmu.de

(i)

BOOTCAMP

Umgangssprachlich bedeutet „to boot“ jemandem einen Fußtritt zu geben. Bootcamps waren ursprünglich Trainingslager für Rekruten und später wurden auch Rehabilitationslager für straffällige Jugendliche so genannt. Bei diesen Bootcamps werden Soldaten und Jugendliche gedrillt, um ihnen Disziplin beizubringen. Diese Grundidee wurde vor ein paar Jahren für das Fitnesstraining übernommen. Ein „Instructor“ soll Leute zu sportlichen Höchstleistungen antreiben, ohne viele Sportgeräte und im Freien. Alle die herausfinden möchten, ob man bei einem Bootcamp wirklich bis zur Erschöpfung gedrillt wird, haben in München mehrere Möglichkeiten. Anmelden kann man sich unter www.original-bootcamp.com oder www.perfecttraining-muenchen.de. Eine Trainingsstunde gibt es ab 10 Euro.

Es ist leer auf dem Attachinger Fußballplatz. In wenigen Tagen beginnt die neue Saison, dabei sind auf dem Rasen noch hier und da die Spuren vergangener Spiele zu sehen. Es scheint, als könne man noch nicht ganz glauben, dass es sich nun doch lohnen soll, die über den Platz verstreuten Makel für kommende Spiele auszubessern. Ein Gedanke, der nachvollziehbar ist. Denn den Attachinger Fußballern ist seit langer Zeit bekannt, dass sie für die Dritte Startbahn das Gelände räumen müssten. „Es wäre schon hart“, klagt Mathias Staudigl, Spieler des BC Attaching. „Diese Anlage war immer eine der schönsten im ganzen Landkreis.“ Aber nicht nur der Attachinger Fußballverein wäre durch die Dritte Startbahn betroffen. Auch die Tennishalle, der Baseballplatz und der Angelsee wären dann nicht mehr nutzbar. Da sich der Attachinger Sportplatz in der sogenannten Absiedlungszone befindet, würde hier Sport im Freien durch mögliche Wirbelschleppen hinter startenden und landenden Flugzeugen zu gefährlich werden. Das Problem ist die geringe Überflughöhe von 75 bis 100 Metern. Die täglich rund 500 startenden und landenden Flugzeuge würden sich dann mit durchschnittlich 86 Dezibel auch lautstark bemerkbar machen – ein Geräuschpegel der mit der Lautstärke



eines Presslufthammers vergleichbar ist. „Schon heute muss der Trainer öfter mal seine Ansprachen unterbrechen, wenn gerade ein Flieger landet. Unter dem Spiel kann es sein, dass man Schiripfiffe einfach überhört – es ist zwar nervig, aber man gewöhnt sich daran“, berichtet Staudigl. Ob sich die Spieler des BC Attachings demnächst nicht auch an ein neues Trainingsgelände gewöhnen müssen, steht trotz der klaren Mehrheit von 54,3 Prozent beim Bürgerentscheid keineswegs endgültig fest. Denn das am 17. Juni erzielte „Ja“ zur Dritten Startbahn ist zunächst lediglich für ein Jahr bindend – Und das auch nur für die Stadt München. Die beiden anderen Flughafengeschafter, der Freistaat Bayern und der Bund, haben den Bau noch immer nicht aufgegeben. Die 2013 stattfindenden Landtagswahlen könnten dann noch eine Wende für das Flughafenprojekt bringen, da sowohl CSU also auch FDP die Pläne weiter vorantreiben. Nach Ablauf der einjährigen Frist hätte die Stadt München dann zusammen mit der Landesregierung die rechtliche Möglichkeit, sich über die jetzige Entscheidung der Münchner Bürger hinwegzusetzen.

Der BC Attaching würde von der Münchner Flughafen GmbH (FMG) in diesem Fall durch eine neue Anlage entschädigt werden. Diese soll allerdings erheblich kleiner sein als die bisherige und dadurch vor allem der großen Jugendabteilung des BC Attaching nicht ausreichend Platz bieten. „Für uns kann das keine wirkliche Alternative sein. Wir hoffen natürlich weiterhin hier bleiben zu können“, so Staudigl. „Aber wenn ich ehrlich bin“, fügt er hinzu, „denke ich, dass die Dritte Startbahn früher oder später trotzdem gebaut werden wird.“

Auch Alfred Alschinger wohnt seit knapp 60 Jahren in dem Teil Attachings, den die FMG für die Dritte Startbahn gerne umsiedeln würde – rund 100 Grundstücke gehören zu diesem Gebiet, die der Flughafen bis November 2017 zum Verkehrswert auslösen will. Im Dorf kennt der im Außendienst tätige Vermessungsbeamte fast jeden, hier

lebt seine Familie, hier sind seine Freunde. Trotz der Erleichterung über das Ergebnis des Bürgerentscheids ist der 58-Jährige verärgert über die Art, wie über die Zukunft seines Dorfes entschieden wurde. „Das ist wirklich ein Witz. Warum haben sie nicht gleich die Engländer drüben gefragt, ob sie über uns abstimmen wollen?“, erzählt Alschinger aufgebracht. Wie Viele andere im Ort ist auch er weiterhin über die Zukunft Attachings besorgt. Und das zu Recht. Denn um das Großprojekt doch noch unter Dach und Fach zu bringen, braucht es einen einstimmigen Gesellschafterbeschluss – und dazu wird auf Landesebene mittlerweile über einen Verkauf der städtischen Flughafenteile an den Freistaat Bayern spekuliert. Aber obwohl der 58-Jährige seit der Inbetriebnahme des Flughafens mit Bluthochdruck zu kämpfen hat, will auch er weiterhin in Attaching leben. „Der Lärm setzt mir sehr zu, ein absolutes Nachtflugverbot gibt es nicht und um 5.00 Uhr morgens geht der Krach dann ja sowieso schon wieder los. Aber für Geld kann man sich eben keine Freunde kaufen – einen alten Baum kann man nicht mehr verpflanzen“, seufzt Alschinger.

Während für viele die Notwendigkeit einer Dritten Startbahn nicht ersichtlich ist, ist sie für die FMG unabdingbar. Laut ihr hat sich seit der Eröffnung des Flughafens die Zahl der Flugbewegungen mehr als verdoppelt. Seine Kapazität ist demnach heute bereits völlig erschöpft, weswegen bestehende Flugverbindungen nun künftig an andere Standorte verloren gehen könnten. Nur durch den Bau einer zusätzlichen Bahn ist die herausragende Stellung als Drehkreuz und die globale Spitzenposition des Flughafens zu wahren, so Edgar Engert von der FMG. Die Dritte Startbahn soll also den Wirtschaftsstandpunkt München stärken. Es geht um Arbeitsplätze, Reisemöglichkeiten, Erreichbarkeit. Die Attachinger Wirtschaft würde sie kaputt machen. So bangt beispielsweise die Familie Ziegler seit Jahren um ihren kleinen Laden, der dieses Jahr das 125. Jubiläum feiert und von den Zieglertrums bereits in der fünften Generation geführt wird. Hier bekommt man von Obst und Gemüse über Schuhcreme und Dosenravioli alles, was man zum Leben braucht. Vor allem Stammkundschaft kauft bei den Zieglertrums ein. „Dadurch, dass mit der Dritten Startbahn ja das halbe Dorf wegfallen würde, hätten wir gar keine Chance, den Laden weiterzuführen“, erzählt Barbara Ziegler. Mit dem Gedanken, wie es dann weitergehen soll, möchte man sich lieber nicht beschäftigen. Denn für das Grundstück von Familie Zieglertrum zahlt der Flughafen keinerlei Entschädigung. Auch für Schallschutzmaßnahmen kommt die FMG nicht auf, da die Grenze der Entschädigungszone 300 Meter weiter südlich verläuft. Ein Umzug ist schwierig, wenn man in Attaching den Quadratmeter für 200 Euro verkauft, im nahegelegenen Freising aber dafür bereits 500 Euro auf den Tisch legen muss. Auch wenn den Zieglertrums nun unmittelbar nach dem Bürgerentscheid erst einmal ein Stein vom Herzen gefallen ist, ist ihnen durchaus bewusst,

„DAS IST WIRKLICH EIN WITZ.“

dass der Kampf noch lange nicht vorbei ist. „Wir reden innerhalb der Familie allerdings nur selten darüber, was wir tun, wenn wir den Laden doch noch zumachen müssten. Die Emotionen kochen da sehr schnell hoch, unsere Nerven liegen mittlerweile nach so langer Zeit auch einfach blank“, so Wilhelm Ziegler. Wie bei den meisten Attachingern gab und gibt es bei Familie Zieglertrum sowohl vor, als auch jetzt nach dem Bürgerentscheid keinen Plan B. Man will nicht auf der einen Seite mit Herzblut weiterkämpfen und sich auf der anderen Seite eine Alternative überlegen. Sollten alle Stricke reißen, bieten ihnen mehrere laufende Gerichtsverfahren eine letzte Hoffnung. Denn mit der Dritten Startbahn läge die permanente Lärmbeschallung in Attaching über dem Grenzwert von 62 Dezibel, was mit der Lautstärke eines ständig

Das Gefühl vom WEGmüssen

Jetzt ist es entschieden.

Der Bürgerentscheid am 17. Juni hat den Bau der Dritten Startbahn am Münchner Flughafen vorerst gestoppt. Seit sieben Jahren haben die Bürger des 1.000-Seelen Dorfes Attaching gegen das Bauvorhaben gekämpft. Ihre Freude ist dementsprechend groß. Aber ist das Projekt damit bereits endgültig vom Tisch? Nicht ganz. Wie das Ringen um Heimat und Fortschritt in seine entscheidende Runde geht.

Von Julia Lindner



laufenden Rasenmähers vergleichbar ist. „Mir ist klar, dass man sagen kann ich bin blauäugig, wenn ich mir keine Alternative überlege – aber die erste Schlacht ist jetzt geschlagen und in einem Jahr schauen wir dann weiter. Wir werden niemals aufhören zu kämpfen“, sagt Barbara Ziegler. Seit sieben Jahren setzen sich die Attachinger Bürger nun gegen den Flughafenausbau zur Wehr. Seit sieben Jahren leben sie in Ungewissheit und ohne wirkliche Perspektive. Mit Sicherheit fällt den Attachingern der Gedanke aus der Heimat wegzumüssen schwer. Aber noch schwerer fällt angesichts eines solchen Kampfgeists der Gedanke, dass sie sich ihren vorläufigen Sieg noch einmal nehmen lassen. ■



Julia findet den Weg auch mit Navi nicht.
Julia.M.Lindner@campus.lmu.de

Zahlen & Fakten zur geplanten Dritten Startbahn

Der Flughafen im Erdinger Moos wurde im Mai 1992 eröffnet und im Juni 2003 um den zweiten Terminal erweitert.

Am Münchener Flughafen arbeiten etwa 30.000 Menschen. Die Lufthansa ist mit rund 10.000 Stellen der größte Arbeitgeber.

- Länge: 4.000 Meter
- Breite: 60 Meter
- Flächenverbrauch: 871 Hektar
- Kosten: circa 1,2 Milliarden Euro
- Flugbetrieb: von 5 bis 22 Uhr



Blumen am WEGrand

Wie Guerilla Gärtner unsere Stadt schöner machen. Wollen.

Von Julia Holzner

Es ist spät am Abend, nur Münchens Nachtschwärmer sind noch unterwegs und ziehen durch die Bars. Doch am Sendlinger Tor hat eine kleine Gruppe Guerillas andere Pläne. Ihre Mission: die Welt verbessern, mit Schaufel und Gießkanne. Sie pflanzen und säen in Eigeninitiative dort, wo Beete veröden, Unkraut wuchert und „Grünflächen“ ihren Namen nicht verdienen. Gemeinsam mit drei Freundinnen wage ich den Selbstversuch. Wir wollen dem neuen, grünen Nervenkitzel der Guerilla Gärtner auf die Spur kommen.

Ihre Wurzeln hat die Bewegung des Guerilla Gardening in New York, wo Aktivisten in den Siebziger Jahren die ersten urbanen Gärten anlegten. 2004 wurde die Idee in London von Richard Reynolds aufgegriffen, dem wohl bekanntesten Protestgärtner. Sein Buch „Guerilla Gardening – Ein botanisches Manifest“ ist die Standardlektüre der Bewegung. Mit Initiativen wie „Pimp your Pavement“ („Möbel deinen Bürgersteig auf“) will er Städter dazu bewegen, Verantwortung für ihre Gegend zu übernehmen und kahle Ecken in Eigenregie zu verschönern.

Was als politischer Protest für Umweltschutz und Selbstbestimmung begann, hat sich längst weiterentwickelt. Einige sehen Guerilla Gardening als Lifestyle-Aktivität. Sie pflanzen, um sich auszuleben und Farbe ins Viertel zu bringen. Anderen geht es weniger um den ästhetischen, als vielmehr um den ökologischen Aspekt. Statt sich mit Mikro-Grün im Wohnzimmer zufrieden zu geben, wagen sie den Schritt auf die Straße, fest entschlossen, ihre Stadt ein Stück lebenswerter zu machen. Aus den grünen Vandalen, die Disteln und Dornenbüsche auf Golfplätzen pflanzten, sind sanfte Gartenzwerge geworden.

Soweit die Theorie. Doch wie sieht es aus, wenn man „unsere Stadt soll schöner werden“ wörtlich nimmt? Wo setzt man an in München? Tatsächlich ist es nicht einfach, in der Landeshauptstadt unge-

pflegte Stellen zu finden. Wo keine Asphaltwüste, da keine Blumen-oase. Doch Hartnäckigkeit wird belohnt. Das Engagement fängt für Münchner Guerilla Gärtner eben schon etwas früher an, bei der Suche nach einer kahlen Stelle am Wegrand. Zu viert wollen wir das Experiment wagen. Unser Ziel ist ein vernachlässigter Pflanztrog im Glockenbachviertel. Gras und Brennnesseln wuchern, dazwischen Jägermeisterfläschchen und Kippen. Perfekt.

Hat man den Ort, geht es mit den Vorbereitungen weiter. Eingepackt werden Gartenhandschuhe, ein Beutel mit Erde, Müllsäcke, Schaufeln, Taschenlampe und Gießkanne, alles verstaut in einem ausgeliehenen Penny-Korb. Blumen haben wir auch dabei: pinke Teneriffa-Nelken, Goldtaler in gelb und drei weitere mit blauen und lilafarbenen Blüten, die im Baumarkt als „Sommerblüher, gemischt“ deklariert waren. Hauptsache farbenfroh und robust, damit das Beet auch eine Weile hält. Dazu kommen noch Mützen und Tücher zum Vermummen – beim Gärtnern auf fremdem Terrain wollen wir lieber unerkant bleiben. Also los.

Nach einer kurzen Lagebesprechung gehen wir um kurz nach 21.30 Uhr ans Werk. Die Reaktion eines Passanten bestärkt uns in unserem Vorhaben: „Das hab’ ich gelesen, das ist ‘ne gute Geschichte!“. Ein wenig unangenehm ist es aber schon, mitten in der Stadt in privaten Beeten zu graben. Erst Unkraut jäten und den Müll in die mitgebrachten Beutel stopfen. Dann ein paar Spatenstiche, die Blumen rein, andrücken, etwas gießen. Fertig. Ganz im Sinne der Guerilla-Taktik geht es darum, schnell zuzuschlagen und ebenso rasch wieder zu verschwinden. Doch trotz Dämmerung sind wir vom Gehweg aus kaum zu übersehen. Nach wenigen Minuten kommt der Wirt des angrenzenden italienischen Restaurants, offenbar der Besitzer des Pflanztrogs. Er ist ratlos und fragt in gebrochenem Deutsch, wieso wir bis zu den Ellenbogen in seinen Kübeln wühlen. Wir versuchen ihm unsere guten Absichten deutlich zu machen und versichern ihm,

unsere Blumen würden ihm sicher ebenso gut gefallen wie seine Brennnesseln. Als er grummelnd zurück in sein Lokal schleicht, bleibt ein fades Gefühl zurück. Uns drängt sich ein Gedanke auf. Was, wenn ein irritierter Besitzer zum Hörer greift und die Polizei ruft?

„Das wäre das erste Mal gewesen, dass in München ein Bürger die Polizei wegen Guerilla Gärtnern alarmiert“, erzählt uns später Polizeioberrichterin Silke Weger von der Abteilung Einsatz. Bislang habe man noch keine Gartenzwerge „in flagranti“ erwischt und lediglich auf Webseiten die Aktivitäten der Bewegung verfolgt. Doch wie steht man von offizieller Seite dazu, wenn Laien ausschwärmen um die Stadt zu begrünen? Gar nicht so negativ, wie man meinen könnte, versichert Weger. Natürlich komme es auf den Einzelfall an, ob eine Sachbeschädigung vorliege. Nur wenn eine Fläche wirklich dauerhaft verändert und im Wert gemindert werde, drohe ein Bußgeld. Urbanismus und Ökologie sollen sich in München nicht ausschließen.

Dennoch gibt es Einschränkungen. Bei Aktionen an den Isar-Auen gerät man in Konflikt mit dem Gesetz zum Schutz von wertvollen Biotopen. Außerdem sollte man keine hohen Tomatenstauden auf Verkehrsinseln pflanzen, die die Sicht im Straßenverkehr beeinträchtigen. Gar keine gute Idee ist es, Pflastersteine ausheben, um kleine Beete auf der Straße oder dem Bürgersteig anzulegen. In diesem Fall riskiere man seinen Führerschein wegen gefährlichen Eingriffs in den Straßenverkehr und eine Strafanzeige wegen Sachbeschädigung und Diebstahls. Seitens der Stadt gäbe es aber grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn Aktivisten Brachland verschönern, solange niemand Schaden nimmt.

Also nochmal Glück gehabt, das Letzte, was wir im Sinn hatten, war es, jemanden zu schädigen. Trotzdem trübt die Begegnung mit dem Restaurantbesitzer unseren Enthusiasmus. Zwingen wir ihm

unsere Vorstellung eines hübschen Beets auf? Stellen wir ihn bloß und werfen ihm indirekt vor, seinen Laden zu vernachlässigen? Mit Sicherheit ist es einfacher, still und heimlich zu pflanzen, um nicht mit der Reaktion der Anwohner konfrontiert zu werden. Die sind vielleicht weniger begeistert als erhofft. Die Brennnesseln seien so pflegeleicht gewesen, wer bitte solle die Blumen gießen? Und neben dem Bürgersteig könne sich etwas Schönes eh nicht halten, nicht mit all den Leuten, die nach der Disko nach Hause liefern.

Die Frage ist also, wie man einen Ort in der Stadt nachhaltig und im Sinne aller gestalten kann. Dieser Gedanke wandelt die Szene. Das „Urban Gardening“ ist längst keine reine Sub-Kultur mehr. In München hat der Greencity e. V. zusammen mit der Stadt München das Projekt „Grünpatenschaften“ ins Leben gerufen. Bürger können für ein Jahr Pate einer Grünfläche werden, allein oder als Hausgemeinschaft. Ein Nachbarschaftsgarten wird regelmäßig gegossen und verbessert das soziale Klima.

Ob man nun als Action-Guerilla spontan ans Werk geht oder lieber mit Genehmigung einen Stadtgarten pflegt – gefragt sind Eigeninitiative und soziales Engagement. Die Bewegung zeigt, dass sich Bürger nicht allein auf Lokalpolitiker und Gartenbauämter verlassen wollen, wenn es um ihr Lebensumfeld geht. Doch bei aller Begeisterung für blühende Rabatten: man sollte auch Brennnesseln tolerieren. ■



Freut sich jeden Tag über ihre eigenen Blumen.
Julia.Holzner@campus.lmu.de

Ein WEG nach Deutschland – Das Resettlement-Programm

Krieg, Verfolgung und Todesangst zwingen Menschen weltweit zur Flucht. Aber wohin, wenn man in seine Heimat nicht zurück und in den Nachbarländern nicht integriert werden kann? Das Resettlement-Programm des UN-Flüchtlingshilfswerks bietet einen Ausweg.

Von Alexandra Brandner

Marina ist 27, aus dem Irak und Christin. Als Saddam Hussein gestürzt war, waren die Christen im Irak nicht mehr sicher. Sie mussten um ihr Leben fürchten. So auch Marina und ihre Familie. Eines Nachts flohen sie mit dem Auto nach Syrien, nach Damaskus, wo sie fünf Jahre festsaßen. Perspektivlos.

Wie Marina und ihrer Familie geht es vielen Menschen, die gezwungen sind, aufgrund von Krieg und Verfolgung ihre Heimat zu verlassen. Meistens fliehen sie in eines der Nachbarländer. Da es sich dabei in vielen Krisenregionen um arme Länder handelt, die mit der Aufnahme von so vielen Menschen heillos überfordert sind, sitzen die Flüchtlinge häufig über Jahre in solchen Erstzufluchtstaaten fest. Sie können weder zurück in ihre Heimat noch kann ihnen im neuen Land eine Perspektive geboten werden. Eine unerträgliche Situation.

Das sogenannte Resettlement-Programm soll diesen Menschen helfen. Resettlement bedeutet Neuansiedlung. Organisiert wird sie vom Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) in Kooperation mit Staaten, die sich bereit erklären, ein bestimmtes Kontingent an Flüchtlingen aufzunehmen und ihnen damit eine Zukunft zu bieten. Norbert Trosien vom UN-Flüchtlingshilfswerk kennt die Prozeduren des Resettlement-Programmes. „Es gibt weltweit etwa zehn Millionen Flüchtlinge. Aber wir können natürlich nicht für all diese Personen Aufnahmeplätze in anderen Staaten zur Verfügung stellen. Deshalb orientiert sich unsere Auswahl an Flüchtlingen für Resettlement vor allem am Grad der Schutzbedürftigkeit.“ Der UNHCR schlägt aufnahmebereiten Staaten erst nach eingehender Prüfung besonders schutzbedürftige Flüchtlinge vor. Dazu zählen alte, kranke oder traumatisierte Menschen, Folteropfer, Kinder und alleinerziehende Mütter. Die Staaten entscheiden dann, welchen Flüchtlingen sie schließlich

einen Platz und damit Aufenthalt sowie die Erlaubnis, in ihrem Land zu arbeiten, anbieten.

Marina hat es geschafft, mit ihrer Mutter und ihren beiden Brüdern in das Resettlement-Programm aufgenommen zu werden. Doch bis sie einen festen Platz hatten und Damaskus endlich verlassen konnten, vergingen fünf Jahre. Marina erinnert sich noch sehr gut daran. „Es war eine sehr harte Zeit. Die UNO hat uns Essen gegeben, Brot, Öl, Reis. Wir durften nicht arbeiten. Doch wir mussten irgendwie unsere Wohnung bezahlen.“ Deshalb mussten sie schwarz arbeiten. Das ist riskant, weil man sich an niemanden wenden kann, wenn man ausgebeutet oder gar nicht bezahlt wird. Marina war verzweifelt. Im Irak hatte sie vor dem Krieg studiert, daran war in Damaskus nicht zu denken.

Nach einem ausführlichen Interview mit dem UNHCR und einem weiteren Gespräch mit einem Mitarbeiter der deutschen Botschaft, nach fünf Jahren unerträglichen Wartens, kam endlich die frohe Botschaft: Deutschland wird sie aufnehmen. Das Land hat sich 2008 bereit erklärt, einmalig 2.500 irakischen Flüchtlingen, die in Syrien und Jordanien festsaßen, eine neue Heimat zu geben und sie hier zu integrieren.

Deutschland will sich nun weiter engagieren. In einem Beschluss der Innenministerkonferenz vom Dezember 2011 wurde entschieden, dauerhaft in das Resettlement-Programm einzusteigen. Christian Klos vom Bundesinnenministerium weiß, was dieser Beschluss konkret beinhaltet. „Man hat sich verständigt auf die Aufnahme von 300 Flüchtlingen jährlich in den nächsten drei Jahren. Auf Vorschlag des UNHCR werden wir uns auf den Nordafrika-Bereich konzentrieren. Insbesondere aus dem Libyen-Konflikt gibt es noch zwei Flüchtlingslager. Wir haben uns davon das Flüchtlingslager Choucha in Tunesien ausgesucht, das bald

geschlossen werden soll. Hier werden wir helfen, indem wir 200 Personen von dort aufnehmen.“ In Choucha, das sich in einer Wüstenregion nahe der libyschen Grenze befindet, leben die Flüchtlinge in Zelten unter katastrophalen Bedingungen. Es sind hauptsächlich Schwarzafrikaner aus Libyen. Da Muammar al-Gaddafi Söldner aus afrikanischen Ländern angeheuert hatte, stehen nun alle Schwarzafrikaner pauschal unter Verdacht und sind deshalb in Libyen nicht mehr sicher. Das Resettlement-Programm ist ihre einzige Chance.

Ein erhebliches Problem des Resettlement besteht darin, dass der Bedarf an Plätzen viel größer ist als die Zahl der von der internationalen Staatengemeinschaft angebotenen Plätze. Für 2012 werden etwa 172.000 Plätze benötigt, gegenwärtig stehen aber erst 80.000 weltweit zur Verfügung, vor allem in den traditionellen Aufnahmestaaten USA, Kanada, Australien, Neuseeland, Holland und den skandinavischen Staaten. Deshalb fordert Sarah Hergenröther von der SAVE-ME-Kampagne München, dass Deutschland international mehr Verantwortung übernehmen und sich stärker im Resettlement-Programm engagieren soll. „Wir wollen, dass die Zahl sich erhöht, dass das Kontingent sich erhöht und viel mehr Flüchtlinge aufgenommen werden.“ Nur dann kann Menschen wie Marina und ihrer Familie die Chance auf eine Zukunft geboten werden. Marina hat es nicht leicht in Deutschland. Eine neue Sprache, der deutsche Bürokratie-dschungel, eine andere Kultur, ihr im Irak begonnenes Studium wurde hier nicht anerkannt. Der Alltag ist hart. Dennoch ist Marina sehr dankbar, hier zu sein.



Alexandra meint: Weg mit den Mauern!
Alexandra.Brandner@campus.lmu.de

- ▶ Irakische Flüchtlinge bei ihrer Ankunft in Deutschland (Foto rechts)
- ▶ Alltag im Irakkrieg (Foto unten)



Fotos: flickr/name



Fotos: © UNHCR/R. Brunnert



Fotos: © UNHCR/R. Brunnert



Fotos: flickr/ Jesse Hardman/ Internews

- ▶ Das Flüchtlingslager Choucha in Tunesien (Foto oben)
- ▶ Abschied in Choucha: Auf einige Flüchtlinge wartet ein neues Leben (Foto links)

Anzeige

dju in ver.di Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union

Qualität und Unabhängigkeit im Journalismus sichern, Aus- und Weiterbildung fördern, Arbeitsbedingungen verbessern – das sind zentrale Anliegen der dju.

Rat und Tat sind uns nicht weniger wichtig. Ob Ausbildungswege, Honorare, rechtliche Aspekte und Rechtsschutz – als Mitglied der dju können Sie die kompetente Beratung in allen beruflichen Fragen erwarten.

Für weitere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung!

Besuchen Sie uns im Web:
www.dju-bayern.de und www.dju-campus.de.

dju.

Deutsche
Journalistinnen- und
Journalisten-Union

Kontakt:
dju in ver.di
Landesbezirk Bayern
Schwanthalerstr. 64, 80336 München
Ihr Ansprechpartner: Bernd Mann
Tel. 089 / 59977 – 7081
bernd.mann@verdi.de

Europa WEGE aus der Krise



► Schon die Römer träumten von einer schnellen Verbindung Nord- und Südeuropas über die Alpen. Die Europabrücke, als Teil der Brennerautobahn, schafft genau diese Verbindung.

Foto: Richard Hilber

„Raus hier! Schnell!“ - so poltern die Populisten, wenn es um Europa geht. Dabei geht das gar nicht. Was wir trotzdem tun können. Von Stephan Brandl

Seit Jahren ist nun schon ein kleines Wörtchen so mächtig in unseren Leben geworden, dass wir uns eine Welt ohne nur noch schwer vorstellen können. Die Krise blieb uns erhalten, während sich ihre Präfixe durchaus änderten. Vor allem uns Europäern will sie einfach nicht aufhören nachzusteigen. Dabei haben wir längst den Überblick verloren, in welcher Krise wir aktuell überhaupt stecken. In der Bankenkrise, in der Finanzkrise, in der Finanzierungskrise, der Eurokrise, der Schuldenkrise, Vertrauenskrise, Merkocryze, Krise der Märkte, Politikkrise und deshalb auch noch in der Demokratiekrise? Ganz froh dürfen wir wohl sein, verschont zu bleiben von der Teilnahme an der Krisensitzung. Vielleicht ist es also einfach nur eine Präfixkrise? Wahrscheinlich nicht.

Warum sind wir Europäer gerade so ein krisengeschütteltes Volk? An der Herkunft des Wortes aus dem Griechischen kann das trotz aller mit dem Zaunpfahl winkenden Kalauer ja nicht liegen. Eher denkbar ist, dass wir immer noch nicht erkannt haben, was eigentlich unser Problem ist. Wegen all der Unordnung, die wir aber ständig erleben, ist es zwar nicht leicht, das Problem zu finden. Dennoch suchen wir nicht nach einer Lösung für unser Problem, sondern wir sehnen uns

DENK ICH AN EUROPA IN DER NACHT ...

erstmal nach Ordnung. Wir sehnen uns heute so sehr nach Ordnung, wie sich der Exorzist nach Weihwasser sehnt. Und übersehen vollkommens, dass das Weihwasser schon die Lösung der Probleme des Exorzisten ist, während wir noch immer krampfhaft nach unserem Problem suchen. Auf dieser Suche werden wir sogar immer wieder fündig, schließlich tun wir ja nichts anderes mehr, und allein deshalb muss es zwangsläufig zu Problemen kommen. Die erkennen wir

dann in den Heuschrecken des weltweiten Finanzkapitalismus, im muslimistischen Terror uns abschaffender Einwandererhorden oder in der Unordnung in den südeuropäischen Euroländern und deren Unwillen, ihre Probleme endlich zu bewältigen. Aber wieviel Unwillen bedarf es eigentlich, einem an und für sich befreundeten Nachbarn nicht aus der Klemme zu helfen, wenn er diese Hilfe braucht? Wenn er im gleichen Haus wohnt ist es doch gewissermaßen ein Stück weit unvernünftig ein bei ihm ausbrechendes Feuer einfach brennen zu lassen, obwohl man recht leicht beim Löschen helfen könnte.

Stattdessen ist EU-Bashing extrem hip und auch einzelne Länder und deren Menschen werden mindestens aufgezogen mit ihrer so unmöglichen Ungezogenheit. 2012 tun sich viele Deutsche leicht dabei den Zeigefinger des Besserwissers zu erheben. Doch das Geld eines Marshallplans wuchs nach dem Ende des wohl schlimmsten und verbrecherischsten Krieges der Geschichte nicht auf deutschen Eichen; es wurde von außen als Hilfe gewährt, als Hilfe auch für das Land, das den Irrsinn erst angefangen hatte.

Von dieser schrecklichen Erfahrung ausgehend entwickelte sich das Europa, das wir heute kennen. Die Europäische Union mit all ihren Stärken und Schwächen. Frankreich und Deutschland waren schon damals in einer ganz besonderen Rolle, denn unser „ewiger Erbfeind“ war wegen der Größe und Lage Deutschlands sehr daran interessiert, so gut es ging eine Kontrolle über diese potenzielle Kraft auszuüben. Jedoch setzte Paris bei der Umsetzung nicht auf Druck, sondern auf Anreize, sodass sich Deutschland quasi von selbst dazu entschließen konnte, sich innerhalb eines vereinigten Europas stark zu integrieren und auf nationale Hoheitsrechte ein Stück weit zu verzichten. Deshalb forcierten die Franzosen die Gründung einer Montanunion, in der Deutschland

Gründungsmitglied war. Der erste Schritt zu einer (wirtschaftlichen) Harmonisierung Europas war getan - ausgerechnet von den beiden Ländern, von denen die Geschichte es vielleicht am wenigsten erwartet hätte. Man muss tief beeindruckt sein von einem Kontinent, auf dessen Boden es bis dahin eigentlich ununterbrochen Krieg gegeben hatte, hinweg durch alle Jahrhunderte, hinweg durch alle Epochen und Zeiten. Man muss tief beeindruckt sein, dass es hier seit bald 70 Jahren keinen Krieg mehr gegeben hat. Freilich muss man an dieser Stelle der Opfer des Jugoslawienkrieges gedenken, der vom Zerfall der Sowjetunion begünstigt wurde, deren Regime man teilweise als Krieg gegen das eigene Volk bezeichnen kann. Fakt aber ist, dass Europa nach 1945 endlich den Weg zu Frieden, Wohlstand und gemeinsamer Stärke gefunden hat und diesen Weg hoffentlich weiter gehen wird.

An dem Punkt von Europas Weg, auf dem wir uns gerade befinden, ist Europa ein Sehnsuchtsort für all diejenigen geworden, die nicht dieselbe Freiheit, denselben Wohlstand und erst recht nicht denselben Frieden jeden Tag erleben können wie wir. Für all jene ist Europa immer noch ein Versprechen, das wir einlösen können und müssen. Der europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat eine Strahlkraft weit über den Kontinent hinaus und nicht nur das Wort Krise kommt aus dem Griechischen, sondern auch die Demokratie - und zwar sowohl in Wort als auch in Tat. In Krisenzeiten, die den aktuellen Wegabschnitt also genauso kennzeichnen, darf niemand das vergessen.

Wir sollten uns wieder daran machen mit Zuversicht in die Zukunft zu schauen und unser Denken und Handeln nicht immer nur krisenreaktionär sein zu lassen, sondern unser Problem einfach anpacken, dass wir uns zu wenig Europa trauen. Sonst laufen wir bald nur noch wie Phobiker ohne Orientierung durch die Gegend und halten, in einem merkwürdig verdrehten Verständnis von Hoffnung, jeden Strohhalm für die sofortige Erlösung. Hoffnung heißt aber eben nicht, getrieben und ohne nachzudenken von Strohhalm zu Strohhalm zu hecheln, sondern Hoffnung heißt Mut zu haben Entscheidungen zu treffen, die

uns vertraute Sicherheiten zu nehmen scheinen. Am Ende wird sich dann herausstellen, dass das Abgeben von Souveränität etwa bei der Haushaltsplanung nicht schlimmer ist als das Verlegen der deutschen Außengrenze nach Portugal im Westen und in die Slowakei im Osten.

In der Süddeutschen Zeitung stand kürzlich zu lesen, die Deutschen auf ihrer Insel der Glückseligen täten sich recht leicht, mehr Europa zu fordern und sogar Überlegungen zu einem europäischen Bundesstaat

... DIE KRISE SIE IST FORT- GELACHT

gegenüber aufgeschlossen zu sein. Daraus folgt aber einfach, dass - wenn diese Diagnose so zutrifft - wir unserer Verantwortung gerecht werden und eben einfach vorangehen müssen. Und daraus lernen dann

sowohl wir als auch unsere Nachbarn, dass Deutschland heute ein guter Nachbar ist und keine Ansprüche mehr stellen will, die es nicht zu stellen hat. Formal und rechtlich ist ein europäischer Bundesstaat übrigens ohnehin näher als gedacht. Der wissenschaftliche Dienst des Deutschen Bundestages hat nämlich festgestellt, dass sich Deutschland mit dem Fiskalpakt ewig bindet. Der Fiskalpakt führt Schuldenbremsen und verschärfte Defizitstrafverfahren in den Ländern ein, die ihn ratifizieren. Ein einseitiges Kündigungsrecht ist bei einem solchen völkerrechtlichen Vertrag nicht vorgesehen. Ohne dass diese juristische Feinheit den Menschen Europas also bewusst wäre, ist ein europäischer Bundesstaat viel näher als gemeinhin gedacht.

So sage ich als Deutscher: Lasst uns mehr Europa wagen! ■



Ist bald zu alt für Interrailtickets und muss Europa dann automobil erkunden - auch nicht schlecht. Stephan.Brandl@campus.lmu.de



Abitur in weiter Ferne

Foto: Tuure Niemi

Ob Norwegen, Indien oder Amerika: In 13 verschiedenen Ländern können Schüler an den United World Colleges das International Baccalaureate machen. Von Tanja Mascha

Raus aus der eigenen Schule – rein ins Abenteuer Ausland. Für viele Schüler ist ein internationaler Abschluss an einer ausländischen Schule ein Traum. Dreizehn United World Colleges (UWC) ermöglichen es jedes Jahr 20 deutschen Schülern, das internationale Abitur fernab der Heimat zu machen.

Julian Storch aus Bad Endorf, einem beschaulichen Ort südlich von München, hat einen der begehrten Plätze am Waterford Kamhlaba United World College of Southern Africa in Swasiland bekommen. Zuvor musste er sich einer harten Auswahlprüfung unterziehen. Jährlich bewerben sich etwa 200 deutsche Schüler für einen Platz an den weltweit dreizehn United World Colleges, nur ein Drittel der Schüler wird zum finalen Auswahlwochenende eingeladen. Am Ende erhalten 20 Schüler einen Platz an dem College, das ihren jeweiligen Neigungen am ehesten entspricht.

Für eine Bewerbung an den Colleges muss man zwischen 16 und 18 Jahre alt sein und mindestens die zehnte Klasse besuchen. Die deutschen Kandidaten werden dann durch die Auswahlkommission der Deutschen Stiftung UWC bestimmt. Weltweit werden die United World Colleges derzeit von Schülern aus über 120 verschiedenen Nationen besucht. Zwar müssen zukünftige Schüler mit Collegegebühren von etwa 40 000 Euro für die beiden Jahre UWC rech-

nen, es gibt aber die Möglichkeit, Stipendien zu beantragen. Doch das Kapital der Stiftung ist nicht unbegrenzt - die finanzielle Beteiligung der Eltern an den Schulgebühren lag im Jahr 2010 laut Jahresbericht der Deutschen Stiftung UWC bei 31,7 Prozent. Vollstipendien für Schüler aus finanzschwachen Familien sind eher die Ausnahme als die Regel. Für die Stiftung UWC gilt dennoch das Credo „Wer ausgewählt wird, geht.“

Julian war 17, als er Bad Endorf verließ, um sein neues Quartier im Internat des Waterford Kamhlaba College zu beziehen. Dort bereitet er sich nun auf das International Baccalaureate vor. Dieser internationale Schulabschluss ist in Deutschland dem Abitur gleichgestellt, wenn bei den sechs Prüfungsfächern zwei

“WER AUSGEWÄHLT WIRD, GEHT.“

Sprachen, ein naturwissenschaftliches Fach, Mathematik und ein gesellschaftswissenschaftliches Fach belegt werden.

Die afrikanischen Schüler sind bei ihrem Eintritt in das College meist etwas älter als die europäischen, da sie viele vorbereitende Schuljahre in Kauf nehmen müssen, um den Sprung auf das UWC zu schaffen. Durch Stipendien des Waterford Kamhlaba Colleges

können derzeit 139 Schüler aus ärmeren afrikanischen Familien diese Schule besuchen. Darunter sind sieben Schüler aus afrikanischen SOS-Kinderdörfern.

Das Waterford Kamhlaba College wurde 1963 vom britischen Lehrer Michael Alexander Stern gegründet. Es war die erste Schule im südlichen Teil Afrikas, an der schwarze und weiße Schüler zusammen unterrichtet wurden. Damals definierte sich das College als Gegenbeispiel zum Schulsystem des Apartheid-Regimes im südlichen Teil Afrikas.

Für europäische Gymnasiasten wie Julian ist es nahezu selbstverständlich, dass sie die Schule mit dem Abitur abschließen werden. In Afrika hat die Hochschulreife einen besonderen Stellenwert, gerade für Kinder aus ärmeren Familien. „Von den afrikanischen Schülern wird erwartet, dass sie nach dem Schulabschluss etwas für ihr Land erreichen“, weiß Julian zu berichten. „Bei einigen afrikanischen Schülern fiebert die gesamte Heimatgemeinde für ein gutes Ergebnis beim International Baccalaureate mit, das ist auch ein Grund für den starken Ehrgeiz vieler afrikanischer Schüler.“

Doch gute Noten allein sind nicht alles, was für den Abschluss eines United World Colleges zählt. Neben dem Lernen für den Schulabschluss engagiert sich Julian in seiner Freizeit beim Community-Service Projekt

(i) Königreich Swasiland

Swasiland ist die letzte absolute Monarchie Afrikas. Knapp 70 Prozent der Bevölkerung leben derzeit unterhalb der Armutsgrenze, dennoch sind die Untertanen gegenüber ihrem König nicht revolutionär gestimmt. Im September 2008 fanden die letzten Parlamentswahlen Swasilands statt, zu welchen keine politischen Parteien zugelassen waren. Die Landessprachen des nur 17.364 Quadratkilometer großen Landes sind Siswati und Englisch. Hauptstadt ist mit 95.000 Einwohnern Mbabane. Mit einer Infektionsrate von 40 Prozent ist Swasiland das Land mit der höchsten HIV-Rate Afrikas. Swasiland ist Mitglied der Vereinten Nationen.

seiner Schule. Im Rahmen des Projekts kommen einmal pro Woche 35 afrikanische Kinder zwischen acht und zwölf Jahren, die meisten von ihnen sind verwaist, für eineinhalb Stunden aus dem nahegelegenen SOS-Kinderdorf an das Waterford Kamhlaba College zu den Schülern. Julian und seine Mitschüler denken sich Spiele für die Kinder aus oder erzählen von ihrem jeweiligen Heimatland. „Viele der Kinder aus dem SOS-Kinderdorf waren noch nie in einem Land außerhalb Swasilands“, erzählt Julian. „Deshalb versuchen wir den Kindern ein Bild davon zu vermitteln, wie es anderswo auf der Welt aussieht.“

Ziel der United World Colleges ist, zwischen jungen Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft eine Brücke zu bauen und die interkulturelle Sensibilität der Schüler zu stärken. Dies merkt Julian auch in seinem Schulalltag, beispielsweise als der Lehrer im Unterricht das Schlagen von Kindern durch deren Eltern als Erziehungsmaßnahme mit den Schülern diskutierte. Julian war bei dem Thema einer der wenigen, der sich gegen diese Erziehungsmaßnahme aussprach. Für Schüler aus Burundi, Botswana, Simbabwe, Lesotho oder Swasiland ist diese europäisch geprägte Sichtweise auf die Erziehung eher erstaunlich.

Einen weiteren Unterschied zwischen der europäischen und der afrikanischen Kultur sieht Julian auch im Engagement der Schüler bei Diskussionen. „Wenn die Afrikaner diskutieren, lassen sie ihren Emotionen freien Lauf“. Ähnlich ist es im Sport oder bei Brettspielen. Die Afrikaner fiebern hier mit, als ob es um Leben oder Tod ginge.

Es sind genau diese Unterschiede in der Mentalität der Kulturen, für die die Schüler während der zwei Jahre sensibilisiert werden. Dadurch lernen sie, sich in den Standpunkt der anderen Kultur hineinzuversetzen und so Einstellungen nachvollziehen zu können, die nicht von vornherein mit den eigenen Wertvorstellungen vereinbar sind.

Rückblickend auf seine bisherige Zeit am College meint Julian, dass seine Englischkenntnisse deutlich besser geworden sind, denn der Schulunterricht findet ausschließlich auf Englisch statt. Durch sein soziales Engagement ist auch sein Selbstbewusstsein im Umgang mit anderen Menschen gewachsen. Und letztendlich hat die Freundschaft mit seinen Mitschülern aus den unterschiedlichsten Nationen bewirkt, dass er besser als vorher versteht, wie Menschen aus anderen Ländern über aktuelle Probleme denken.

Wenn Julian an das Ende seiner Schulzeit denkt, freut er sich nicht. Im Internat hat er bereits viele Freundschaften geschlossen und er ist sich bewusst, dass er die meisten seiner Freunde nach der Schulzeit nicht mehr sehen wird. Der Boden, auf dem seiner Meinung nach Freundschaften am besten wach-

sen, besteht aus Respekt und Vertrauen. „Das gewinnt man am UWC wie an keiner anderen Schule.“ Julian spürt den besonderen Zusammenhalt zwischen den Schülern am Waterford Kamhlaba College.

Nach dem Abschluss entscheiden sich die Schüler für sehr unterschiedliche Studienrichtungen. Darum gibt es keinen „typischen Absolventen“ der United World Colleges. Der Schulabschluss an einem UWC erhöht die Chancen auf einen der begehrten Studienplätze an englischen und amerikanischen Elite-Universitäten enorm, Absolventen haben in Oxford, Princeton oder Cambridge studiert. Julian möchte nach seinem Abschluss ein naturwissenschaftliches Fach studieren, entweder Biologie oder Medizin. Fest steht für ihn, dass er sich nach seiner Schulzeit weiterhin für Afrika engagieren möchte, entweder als Entwicklungshelfer oder bei „Ärzte ohne Grenzen“.



Tanja rennt los zur Tram!
Tanja.Mascha@campus.lmu.de

► Zu den vielseitigen Aktivitäten am United World College gehören der Tag der Nationen, Spieleabende und Ausflüge an die afrikanische Küste.



Fotos: Leonard Florenz, Stiftung UWC, Laerke Bing

IfKW News

Saisonende an der Oettingenstraße: hochklassige Begegnungen, neue Anspielstationen und Wechsel im Team. Von Nina Springer

Ein Jahr ist es her, seit die letzte Ausgabe des *Communicator* frisch aus der Druckpresse kam. Seitdem ist viel geschehen: Zugänge, Abgänge und (internationale) Begegnungen sorgten für Bewegung auf dem Feld. Ein Rückblick auf das akademische Jahr 2011/12.

Das *IfKW* kann mit einem personell deutlich verstärkten Team auflaufen. Neu mit dabei sind *Andreas Gräfe*, *Sanja Kapidzic*, *Alexis Mirbach*, *Christine Lohmeier*, *Florian Töpfl* und *Lena Ziegler*. *Andreas Gräfe* ist *LMU Research Fellow* und seit Winter 2011 am *IfKW*. Ihn beschäftigt, wie man Prognosemethoden in der Kommunikationswissenschaft (z. B. zur Wahlforschung) einsetzen kann. In diesem Kontext ist er auch für das Projekt *PollyVote.com* verantwortlich, das Vorhersagen über die US-Präsidentenwahl trifft. *Sanja Kapidzic* ist seit April dieses Jahres als Mitarbeiterin am Lehrbereich von *Christoph Neuberger* tätig. Sie befasst sich in einem von der *Deutschen Forschungsgesellschaft* (DFG) geförderten Projekt mit der Analyse von Themendynamik in der Internetöffentlichkeit. In ihrer Dissertation beleuchtet sie den Informationsfluss in sozialen Netzwerken. Mit öffentlicher Kommunikation im Internet beschäftigt sich auch *Alexis Mirbach* in seiner Dissertation. Seit April ist er am Lehrbereich von *Michael Meyen* und untersucht das Selbstverständnis von Onlinejournalisten in Deutschland, Argentinien, China und den USA. *Christine Lohmeier* kam im November 2011 ans *IfKW*. Zuvor promovierte sie am *Centre for Cultural Policy Research* an der Universität Glasgow und lehrte an der Erasmus Universität in Rotterdam. Ihre Forschungs-

schwerpunkte liegen im Bereich Medien, Migration und soziales Gedächtnis. Aktuell wurde sie auf der Jahrestagung der *International Communication Association (ICA)* gleich mit zwei Top-Papern ausgezeichnet, mit einem Beitrag in der *Journalism Studies Division* sowie in der *Ethnicity & Race in Communication (ERIC) Division*. *Florian Töpfl* promovierte an der Universität Passau zum Thema Mediensysteme in der Transformation in Osteuropa. Nach zwei Postdoc-Aufenthalten an Russlandinstituten an der *Columbia Universität* in New York und an der *Universität Helsinki* ist er seit April Mitarbeiter am Lehrbereich von *Michael Meyen*. Am *IfKW* erforscht er die Auswirkungen internetvermittelter Kommunikation auf die russische Politik. In München kam im Juni seine Tochter *Ada* zur Welt. Auf Umwegen kam auch *Lena Ziegler* aus der Oberpfalz nach München. Nach dem Bachelor in Dresden absolvierte sie den Master in München und vertritt seit Oktober *Tanja Pfister* (in Elternzeit) im *DFG-Projekt* zu Fallbeispielen und Furchtappellen in der Gesundheitskommunikation. Ihr nächstes Ziel ist die Promotion.

Um im Fußballjargon zu bleiben: Ausgeliehen für die Dauer einer Saison wurde *Karin Knop* an die *Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt*. Dort vertritt die Koordinatorin des Studiengangs Master Kommunikationswissenschaft eine Professur für Journalistik. Ihre Aufgaben in München übernahm in dieser Zeit *Annette Fahr*. Ein Gastspiel am *IfKW* gaben *Arul Chib* von der *Nanyang Technological University* in Singapur und *Peter J. Schulz* von der *Università della Svizzera Italiana* in Lugano. Schulz ist Experte für Gesundheitskom-

munikation, Chib arbeitet neben den Bereichen Gesundheit und mobile Kommunikation auch zu Informations- und Kommunikationstechnologien für eine nachhaltige Entwicklung.

Eine neue Etappe beginnt für *Andreas Fahr*. Ziel seiner Reise: die schöne Landeshauptstadt eines anderen Freistaats, nämlich Thüringens. Zum Wintersemester 2012/13 wird der langjährige Mitarbeiter von *Hans-Bernd Brosius* nach Erfurt wechseln, weil er dort auf die *W3-Professur Kommunikationswissenschaft/Soziale Kommunikation* berufen wurde. Damit geht eine zwölfjährige Dienstzeit am *IfKW* zu Ende. Seinen Platz hier am Institut wird *Alexander Haas* übernehmen. Vom *IfKW* verabschiedet sich Ende des Semesters auch *Heinz Pürer*. Zum Oktober wird er nach 26 Dienstjahren an der *LMU* pensioniert. Pürer bleibt dem Institut jedoch mindestens noch ein Semester treu, da er die Vorlesung zur Mediengeschichte im kommenden Wintersemester übernehmen wird.

Das *IfKW*-Team war im vergangenen Jahr im Titelkampf erfolgreich: es konnte zahlreiche Preise und Projekte gewinnen. Neben den beiden bereits erwähnten Top-Papern von *Christine Lohmeier* wurde auch *Thomas Hanitzsch* beim Top-Faculty-Paper Award in der *Journalism Studies Division* der *ICA* ausgezeichnet. Erfolgreich bei der Einwerbung von *DFG*-Projekten war nicht nur *Christoph Neuberger* mit der „Themendynamik in der Internetöffentlichkeit“, das *Sanja Kapidzic* bearbeitet. Auch *Carsten Reinemann* konnte mit seinem Antrag zu „Politischen Kommunikationskulturen in deutschen Kom-

Geld verdienen bei Entscheidungsexperimenten am PC!

Informationen unter:
www.melessa.lmu.de
www.facebook.com/melessa.lmu



Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“



Anzeige

munen“ die *DFG*-Gutachter überzeugen. *Philip Baugut* wird in diesem Projekt, das sich mit den Beziehungen von Journalisten und Lokalpolitikern beschäftigt, arbeiten. Dass am *IfKW* exzellente Forschung betrieben wird, beweist auch *Maria Löblich*. Sie wird ab Herbst für neun Monate als Fellow am *Berkman Center for Internet & Society* der *Harvard University* arbeiten und sich in dieser Zeit mit politischen Auseinandersetzungen um Netzneutralität und der Rolle von Nichtregierungsorganisationen beschäftigen.

Für Studierende gibt es auch Neuigkeiten aus der Bildungspolitik. Regierungschefs von Bund und Ländern haben einen sogenannten Qualitätspakt Lehre zur Verbesserung von Studienbedingungen und Lehrqualität auf den Weg gebracht. Bis 2020 stellt die Bundesregierung dafür rund zwei Milliarden für die deutschen Hochschulen bereit. Die *LMU* konnte Fördermittel aus diesem Pakt einwerben. Im Rahmen von *Lehre@LMU* werden von 2012 bis 2016 rund 23 Millionen Euro zur Verbesserung der Lehre zur Verfügung stehen. Durch die Mittel können studentische Forschungsprojekte auf Instituts-ebene gefördert werden. Das *IfKW* bemüht sich derzeit im Antragsverfahren, Studierende der Kommunikationswissenschaft daran teilhaben zu lassen. Bezuschussbar ist beispielsweise, wenn Studierende Abschlussarbeiten

oder Ergebnisse von Forschungsprojekten auf Fachtagungen präsentieren.

Wer schon an die Etappe nach dem Bachelor denkt, den mag folgende Meldung interessieren: Über die Zulassung zum Masterstudiengang Kommunikationswissenschaft entscheidet ab diesem Semester das Ergebnis einer schriftlichen Klausur. Zudem können sich nun auch Absolventen eines Sozialwissenschaftlichen Studiengangs mit Kommunikationswissenschaft im Nebenfach auf einen Platz im Master *KW* bewerben.

Die Besetzung der bisher vakanten und durch *Andreas Fahr* vertretenen *W3-Professur* für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Journalismusforschung rückt näher. *Wibke Loosen* vom *Hans-Bredow-Institut* in Hamburg, der Münchner Professor *Thomas Hanitzsch* sowie der Passauer Professor *Oliver Hahn* haben sich beim „Vorsingen“ Anfang Juli der Universitätsöffentlichkeit präsentiert. Mit der Besetzung kann vermutlich zum Sommersemester 2013 gerechnet werden. ■



Nina ist auf Titeljagd.
springer@ifkw.lmu.de

► Die neuen Gesichter am *IfKW* (von links oben nach rechts unten):
Christine Lohmeier, Sanja Kapidzic, Andreas Gräfe, Florian Töpfl,
Alexis Mirbach, Lena Ziegler

Der **WEG** durch den Steuer-Dschungel: Kann ich Studienkosten absetzen?

Studium und Steuern, wie passt das zusammen? Die Absetzbarkeit von Studienkosten ist für viele Neuland. Wer kann was absetzen und was muss dabei beachtet werden? Der *Communicator* hat den Münchner Steuerberater Raymond Kudraß (Foto) getroffen und sich genauer informiert.

Von Judith Rogl

„Mein Studium ist teuer.“ Diesem Satz wird jeder Student zustimmen, vor allem ein Münchner. Studiengebühren, Fachliteratur, Monatsticket des MVV, Miete, Auslandsaufenthalte... Da kommt über die Semester einiges zusammen. Doch es gibt einen Weg, das Studium rückwirkend zu finanzieren: Studienkosten steuerlich geltend machen.

Betrifft mich das überhaupt?, werden jetzt viele Studenten fragen. Schließlich verdienen die Wenigsten während ihres Studiums so viel Geld, dass sie Steuern zahlen müssen. „Klar, jeder Student sollte sich mit der steuerlichen Absetzbarkeit seiner Studienkosten vertraut machen“, meint Raymond Kudraß. Der Münchner Steuerberater hat sich auf die Absetzbarkeit von Studienkosten spezialisiert und bietet für Studenten kostenlose Seminare zu diesem Thema an. „Übersteigen die Ausgaben die Einkünfte, so spricht man steuerlich von Verlusten. Ziel ist es, die Studienkosten über die Studienjahre beim Finanzamt als steuerlich anerkannte Verluste vorzutragen. Dieser Verlustvortrag wird später mit dem ersten Berufseinkommen verrechnet und das senkt die Steuerlast.“

Entscheidend für einen Verlustvortrag ist, dass die Studienkosten als *vorweggenommene Werbungskosten* eingestuft werden. Dies ist der Fall, wenn ein hinreichend konkreter, objektiv feststellbarer Zusammenhang mit dem später gewählten Beruf besteht. Ein solcher Zusammenhang ist beispielsweise für eine KW-Studentin, die später in einer Online-Redaktion arbeitet, leicht nachzuweisen. Nach der momentanen Gesetzeslage können alle Studenten, die nach abgeschlossener Berufsausbildung, berufsbegleitend, im Zweitstudium (wozu auch der Master zählt) sowie im Promotionsstudium studieren, ihre Studienkosten als vorweggenommene Werbungskosten steuerlich geltend machen. Für Erststudenten, die direkt nach dem Abitur ihr Studium aufnehmen, sieht die Lage anders aus: Ihre Studienkosten werden derzeit als *Sonderausgaben* eingestuft, die keinen Verlustvortrag ermöglichen.

Moment mal. Ist es rechtens, wenn zwei KW-Studentinnen für ein Seminar das gleiche Buch kaufen und eine Studentin die Kosten aufgrund einer vorherigen Ausbildung absetzen kann, die andere als Erststudentin jedoch nicht? Kudraß zweifelt an der Verfassungsmäßigkeit dieser Gesetzgebung und gibt Hoffnung: „Auch Erststudenten sollten alle Studienkosten als vorweggenommene Werbungskosten geltend machen. Im Fall einer Ablehnung durch das Finanzamt kann dann nach erfolgtem Einspruch ein Ruhen des Verfahrens beantragt werden, da momentan drei ähnliche Verfahren vor dem Bundesfinanzhof anhängig sind. Sollte der BFH positiv über diese Verfahren entscheiden, können Verluste auch rückwirkend verrechnet werden.“



Die Liste der Kosten, die Studenten absetzen können, ist lang. Einige Beispiele sind Studiengebühren, Ausgaben für Fachliteratur oder notwendige Arbeitsmittel wie beispielsweise Büromöbel, Computer oder Telefon- und Internetgebühren. Wer ein separates Arbeitszimmer hat, kann die Kosten dafür absetzen. Auch die Fahrtkosten zur Uni, Praktikumsstelle oder zu Lerngemeinschaften können geltend gemacht werden. Wer für sein Studium umgezogen ist, kann Transportkosten für Möbel und Maklerkosten angeben. Bei einem Praktikum oder Semester im Ausland können beispielsweise Flugkosten, Miete und Studiengebühren verrechnet werden. „Entscheidend ist, dass der Student selbst mit all diesen Kosten belastet ist“, erklärt Kudraß. „Wenn also beispielsweise die Eltern das Studium finanzieren, sollte man sich eine monatliche Pauschale von ihnen überweisen lassen und alle anfallenden Kosten vom eigenen Konto bezahlen.“ Der Kostennachweis erfolgt über Belege, Pauschalen (für Internet und Telefon) und Kontoauszüge.

Letztendlich muss jeder selbst entscheiden, ob sich der Aufwand, der das Belege-Sammeln und die jährliche Abgabe einer Steuererklärung mit sich bringt, für ihn lohnt. Doch eines ist sicher: Steuern werden uns unser ganzes Leben lang begleiten. Deshalb wird sich eine frühzeitige Auseinandersetzung mit diesem Thema – im wahrsten Sinne des Wortes – auszahlen. ■



Judith ist nicht mehr weit weg vom großen Geld.
Judith.Rogl@campus-lmu.de

Wir suchen:

+++ Auch als Nebenjob für Studenten in Teilzeit +++

Mitarbeiter im Außendienst (m/w)

Bereich:

Großraum München
Großraum Regensburg

Ihre Aufgaben

Die Schwerpunkte liegen in der Akquisition von Neukunden (nur gewerbliche, keine Privatpersonen), Planung und Beratung der jeweiligen Werbekampagne sowie Betreuung des vorhandenen Kundenstamms.

Ihr Profil

- Sie sind kommunikativ und kontaktfreudig und sehen den Außendienst als positive Herausforderung.
- Erste Erfahrungen im Umgang mit Videoschnitt Software erleichtern den Einstieg.
- Wir erwarten persönlichen Einsatz, Leistungsbereitschaft und kundenorientiertes Auftreten.

Wir bieten

Einen interessanten und abwechslungsreichen Arbeitsplatz in einem motivierten, kollegialen Team, intensive Einarbeitung in Ihren neuen Aufgabenbereich und ein attraktives Gehaltspaket (Fixum, Provision).

Augsburger Straße 31
86551 Aichach
Tel: 08251 / 51605
Fax: 08251 / 892366
info@evolin.de

www.evolin-produktion.de



FUN FACTS

- ▶ Als Vorlage für die Gesichter der zahlreichen Figuren, die die Fassaden der Kirche schmücken, fertigte Gaudi Gipsabdrücke von echten Menschen an. Aus Mangel an Freiwilligen griff Gaudi auf Tote aus dem Leichenschauhaus zurück.
- ▶ Für den Bau der Sagrada Família gibt es bis heute keine offizielle Baugenehmigung.
- ▶ Seit 2000 sind Bemühungen im Gange Antoni Gaudi selig zu sprechen.
- ▶ Nachdem die einzige Frau, für die er sich interessierte, seinen Heiratsantrag ablehnte, entschied sich Gaudi im Zölibat zu leben.

Gaudis heiliges Erbe: Generationenwerk der Architektur

Nach 130 Jahren Bauzeit ist die Sagrada Familia immer noch nicht fertig.

Von Maria Gnadl

Die Schlange ist lang, Kinder ungeduldig, die Speicherkarten der Fotokameras beinahe voll. Das Monument, vor dessen Eingang mehrere Kassenhäuschen aufgebaut sind, wirkt mehr wie eine Attraktion in einem Freizeitpark. Eine Nonne mit einer Sammelbüchse für Bedürftige erinnert daran, dass die Sagrada Familia in Barcelona eigentlich eine Kirche ist. Heute ist sie die wohl berühmteste und älteste Baustelle der Welt. Ein ganzes Jahrhundert wird bereits gebaut, aber fertig ist sie noch lange nicht. Zweieinhalb Millionen Schaulustige jährlich machen sie zur meistbesuchten Sehenswürdigkeit Spaniens.

Der Grundstein der Temple Expiatori de La Sagrada Familia (Sühnekirche der Heiligen Familie) wurde bereits 1882 unter der Leitung des Architekten Del Villar gelegt. Die Arbeiten schritten rasch voran. Doch bereits ein Jahr nach Baubeginn kam es zum Zerwürfnis zwischen Bauleitung und Architekt. Die ehrenvolle Aufgabe, die Pläne del Villars zu vollenden, erhielt der katalanische Architekt Antoni Gaudi. Dieser dachte jedoch nicht daran, eine schlichte Kirche ohne jegliche Besonderheiten nach den Vorstellungen seines Vorgängers zu erbauen und legte 1885 ein komplett erneuertes Konzept vor. Dieses stellte nicht nur die gesamten Bauarbeiten auf den Kopf, sondern sprengte vor allem das enge Budget – stammten die Gelder für den Bau doch ausschließlich aus Spenden.

18 Türme von über 100 Metern Höhe sollten die neue Sühnekirche schmücken sowie vier prunkvoll verzierte Fassaden. Dem tiefreligiösen Gaudi schwebte ein monumentaler Prachtbau vor, der Platz für bis zu 13.000 Menschen bieten sollte. Schon bei Vorlage der Pläne war klar, dass mit einer raschen Fertigstellung nicht zu rechnen sein würde. Gaudi verwarf jedoch nicht nur die Pläne seines Vorgängers, sondern auch regelmäßig seine eigenen. Er folgte jeder neuen Idee, die ihm während seiner Arbeit kam. So hatte Gaudi die 18 Kirchtürme zunächst eckig geplant, änderte aber seine Meinung als der Bau bereits in vollem Gange war. Runde Türme seien nun doch schöner.

43 Jahre arbeitete Gaudi an seinem Lebenswerk, trotzdem war die Vollendung noch

lange nicht in Reichweite. Lediglich ein Turm, ein Portal und die Krypta standen zum Zeitpunkt seines Todes im Jahre 1926. Obwohl nun die leitende Hand des inzwischen zum Stararchitekten gewordenen Gaudis fehlte, setzte man die Arbeiten fort. Architekten aus der ganzen Welt geben seitdem der Sagrada Familia ihr Gesicht, wenngleich dieses oft von Stahlgerüsten verdeckt bleibt. Die sich zu dutzenden in den Himmel reckenden Baukräne und Bauplänen sind heute weit mehr Markenzeichen der Sagrada geworden als ihre imposanten Türme oder Naturmotive. Wirft man jedoch einen Blick unter die Abdeckungspläne entdeckt man graue Leguane, die an den Wänden hinunterzuklettern scheinen, eingemeißelte Vögel und steinerne Körbe, die Früchte aller Art gen Himmel reichen. Seine Inspiration bezog Gaudi vorwiegend aus der Natur. Getreu dem Grundsatz: „Nachahmung sei die höchste Form der Verehrung“, wollte Gaudi beim Bau der Sagrada Familie natürliche Formen und damit die göttliche Schöpfung imitieren.

Wandert man um die Kirche herum, ergibt sich ein eher uneinheitliches Bild. Während die von Gaudi gestaltete Nordseite einer Sandburg gleicht, die über die Jahre vom Ruß der Stadt zum Teil schwarz wurde, bilden die eckigen und kantigen Formen der Südseite und das Weiß des neuen Steins einen scharfen Kontrast. Diese offensichtliche Abweichung von der Linie Gaudis rief zahlreiche Kritiker auf den Plan. Bereits kurz nach Gaudis Tod unterzeichnete Salvador Dalí neben zahlreichen namhaften Künstlern aus aller Welt ein Manifest, welches forderte die Kirche unvollendet zu belassen. Die Erweiterungen seien kitschig und hätten nichts mit dem Werk Gaudis gemein. 2009 formierte sich neuer Protest. Wichtige Vertreter der spanischen Kunstszene riefen die Aktion „Alarmstufe rot für Gaudi“ ins Leben. Sie forderten alle Teile, die nicht unter der Leitung Gaudis entstanden, wieder abzureißen. Ob Gaudi tatsächlich gegen den Weiterbau gewesen wäre ist fraglich, sah er den Bau einer Kirche doch als Aufgabe mehrerer Generationen, die dadurch ihrer Verehrung Gottes Ausdruck verleihen sollten. Auf das Drängen der Bauleitung und die ständigen Fragen, wann die Kirche denn fertig sei, antwortete er stets: „Meine Kund hat keine Eile.“

Von Uneinheitlichkeit ist im Innenraum der Kirche, der erst 2010 fertiggestellt wurde, jedoch nichts mehr zu sehen. Gaudis Naturmotiv ist hier allgegenwärtig. Die Säulen, die das Gebäude stützen, verzweigen sich zur Decke hin in mehrere kleine Äste. Die geschickte Anordnung der Fenster lässt den Eindruck entstehen, Sonnenlicht fiele durch lichte Baumkronen ins Innere des Kirchenschiffs. Doch während man die Blumenornamente an der Decke bestaunt, möchte die andächtige Stimmung, die in barocken oder gotischen Kirchen wohnt, nicht aufkommen. Auch die Plastikstühle im Hauptschiff der Basilika sowie das Stimmengewirr der zahllosen Touristen laden nicht zum Gebet ein. Man mag bedauern, dass die Sagrada Familia mehr Touristenattraktion als Kirche ist, allerdings finanziert der Besucheransturm den Bau. 22 Millionen Euro werden jährlich durch Spenden und Eintrittsgelder für die „ewig Unvollendete“ gesammelt. Trotz ihres Baustellencharakters wurde die Sagrada Familia 1984 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.

Zum hundertsten Todestag Gaudis im Jahr 2026 will man nun endgültig fertig werden. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, wird die Sagrada Familia den mit 170 Metern höchsten Kirchturm der Welt haben und damit das Münster in Ulm ablösen. Ein ehrgeiziges Ziel, an das vorerst schwer zu glauben ist, wurde dieser Termin in der Vergangenheit doch schon oft verschoben. Bis heute konnten lediglich acht der 18 Türme realisiert werden, auch das zentrale Kuppelgewölbe, sowie Teile des Kreuzgangs und der Apsis fehlen noch. Zudem stammen einige Teile der Kirche aus dem 19. Jahrhundert und bedürfen in wenigen Jahren bereits der Restauration. So werden auch in Zukunft zahlreiche Baukräne das Stadtbild Barcelonas prägen. Zwar wird die Sagrada Familia wohl nicht als Beispiel für effizientes Bauen in die Lehrbücher eingehen, dafür aber als ein Generationenwerk der Architektur. ■



Maria macht sich auf den Weg zur Villa Kunterbunt.
Maria.Gnadl@campus.lmu.de



WEG aus München

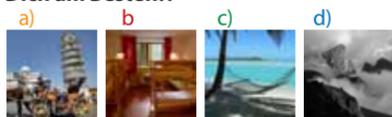
Club-Urlaub, Abenteuer- Camping oder Städtrip gefällig? Willst Du im Urlaub einfach nur entspannen oder suchst Du ständig nach Action und dem nächsten Adrenalinkick? Finde es jetzt heraus und mache den ultimativen Reise-Test!

Von Julia Spoida

1. Du triffst Dich mit Deinen Freunden zum Urlaubsmeeting, worauf kommt es Dir an?

- a) Urlaubsmeeting mit Freunden? Mein einziger Reisebegleiter ist der Sun-Blocker und ein Buch.
- b) Ich habe noch 200 Mäuse, wie weit kommt man damit?
- c) Der Urlaub muss gut durchgeplant werden, ich will viel sehen und Kultur erleben!
- d) Hoffentlich kommt uns eine verrückte Idee, Fallschirmspringen wird langsam langweilig!

2. Welches dieser Urlaubsbilder beschreibt Dich am Besten?:



3. Wenn Geld keine Rolle spielen würde, wie würde dein Urlaub aussehen?

- a) Ich würde einmal rund um die Welt reisen.
- b) Ein All Inclusive Urlaub auf den Malediven, mit Allem was dazugehört!
- c) Wo ist der Haken?
- d) Ich würde von einer Hauptstadt zur Anderen fliegen.

4. Mein Lieblingsurlaubsfoto zeigt mich ...

- a) beim Sonnenuntergang am Strand.
- b) auf dem Kilimandscharo mit zwei Einheimischen.
- c) auf dem Empire State Building in NYC.
- d) mit meiner neuen Sommerbekanntschaft.

5. In deinem Urlaub hast Du die Möglichkeit eine Tour zu machen, welche suchst Du aus?

- a) Bei diesen geführten Touren gewinnt doch eh nur der Reiseveranstalter. Ich gehe lieber auf eigene Faust los.
- b) Ich wähle gleich zwei Touren aus, so kann ich alle Sehenswürdigkeiten nacheinander abklappern!
- c) Eine organisierte Tour? Nein danke, viel zu anstrengend!
- d) Ich lasse mich auf die Safari Tour ein, mit anschließendem Camping in freier Natur.

6. Was unternimmst Du in München an einem freien Tag?

- a) Am liebsten treffe ich mich mit Freunden im Café oder gehe in die Pinakothek.
- b) Vielleicht sollte ich mir heute einen Nebenjob suchen?!
- c) Im Sommer bin ich am Eisbach und im Winter boarden in Garmisch.
- d) Ich freue mich auf einen entspannten Tag zu Hause und versinke in einem neuen Buch.

7. Was darf in deinem Urlaubsgepäck nicht fehlen?

- a) Kamera, Trekkingschuhe & Erste-Hilfe-Set.
- b) Alles was ich habe, passt in einen einfachen Rucksack.
- c) Sonnen-Öl, Luftmatraze und mein(e) neue(r) Bikini/Badeshort.
- d) Reiseführer, Wörterbuch und Regenjacke.

8. Ein Freund will mit Dir am Wochenende zelten gehen. Was sagst Du?

- a) Ich bin sofort dabei!
- b) Na gut, vielleicht gar nicht so schlecht, dass ich mal rauskomme.
- c) Ja, hätte schon Lust, aber Kumpel, kannst du mir was leihen?
- d) Wie weit ist der Campingplatz von der Fußgängerzone entfernt?

Auflösung: Zähle Deine Punkte zusammen und finde heraus welche Reise zu Dir passt: Grün: 1P, Rot: 2P, Orange: 3P, Blau: 4P



Für Julia kann der Urlaub jetzt kommen. Julia.Spoida@campus.lmu.de



Wir machen Sie zum Profi-Gastgeber in den coolsten Locations und bei den angesagtesten Events

Verdienen Sie Geld als professioneller Gastgeber: in der Allianz Arena oder im Olympiapark München, in Konzerthallen und den Top-Locations weltweit. Wir zeigen Ihnen, wie es geht: Als führender Hospitality-Experte schulen wir Sie für alle Bereiche der Gastlichkeit. Machen Sie mit uns Hospitality zum Erlebnis!

Verstärken Sie unser Team als

Servicemitarbeiter zur Aushilfe (m/w)

Arbeiten Sie gerne im Team, sind serviceorientiert und zeitlich flexibel? Dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung:

Arena One GmbH
www.arena-one.com/bewerbung/service

Anzeige

WO GEHT DEINE NÄCHSTE REISE HIN?

8-13 Punkte:

REISE TYP: „DER CHILLER“

Dein Motto: „Erstmal Entspannen“ – Du bist der Typ, der gar nicht viel braucht, um glücklich zu sein. Im Urlaub ist es für Dich wichtig, dass Du den Alltagsstress vergisst und einfach mal abschaltest, das geht am Besten in einem Verwöhn-Urlaub an den Traumstränden dieser Welt. Dein perfektes Reiseziel: Karibik, Turks, Curacao, Phuket
Tipp: München-Phuket schon ab 414 Euro bei fluege.de.



14-20 Punkte:

REISE TYP: „DER SPARFUCHS“

Dein Motto: „Viel erleben- wenig bezahlen“ – Du bist ein offener und kommunikativer Typ, lernst schnell neue Menschen kennen und so ergatterst du auch in fremden Ländern gleich einen Schlafplatz auf der Couch. Für dich ist es wichtig, viel von der Welt zu sehen und direkt am Geschehen teilzunehmen, dabei ist dein Reisebudget aber stark begrenzt. Dein perfektes Reiseziel: Marseille, Amsterdam, Malmö, Florenz
Tipp: Diese Ziele erreichst Du schon ab 39 Euro mit dem DB Europa-Spezial.



21-26 Punkte:

REISE TYP: „DER TOURIST“

Dein Motto: „Zu allen Kulturstädten der Welt reisen“ – Paris, New York, Barcelona. Du bist schon überall gewesen und kennst sämtliche Stadtpläne mit ihren Sehenswürdigkeiten auswendig. Lass Dich auf etwas exotischeres ein, dort ist garantiert noch niemand deiner Freunde gewesen. Dein perfektes Reiseziel: Dubai, Bangkok, Buenos Aires, Neu-Delhi.
Tipp: Mit AirBerlin schon ab 449 Euro nach Dubai und zurück.



27-32 Punkte:

REISE TYP: „DER ACTION-HELD“

Dein Motto: „Ich kenne keine Grenzen“ – Mittendrin statt nur dabei! Egal ob im Fun-Park auf der Zugspitze oder auf der nächsten Welle im Atlanik – du suchst immer den nächsten Nervenkitzel. Dein perfektes Reiseziel: Surfen in Costa Calma, Wandern in Ecuador, Rafting in Schneizreuth
Tipp: In Schneizreuth bist du von München in 90 Minuten.



Der japanische TeeWEG: ein Genuss für Leib und Seele

Weg damit, neu kaufen, viel besitzen, Leistungsdruck, wenig Zeit, schnell leben. Einen Ausweg, um aus diesem „Alltags-Karussell“ auszusteigen und auf sich und die eigene Seele zu hören, gibt uns die Zen-Philosophie. Einblick in eine japanische Tradition.

Von Samirah Muran

Langsam öffnet sich eine aus dünnen Holzstreifen und japanischem Papier bestehende Schiebetür. Eine junge Dame auf Knien in einem leuchtend roten Kimono mit weißen Stickereien legt einen kleinen, geschlossenen Fächer vor sich. Langsam rutscht sie in den Raum auf Knien, dies gilt als eine Form von Respekt und Bescheidenheit. Der Fächer, der sich immer noch vor ihren Knien befindet, stellt eine symbolische Grenze dar. Mit anmutigen und gemessenen Bewegungen begibt sie sich zu der Nische (Tokonoma), eine Ecke des Raumes, in der eine handgemalte Tuschzeichnung hängt und unter der ein schlichtes Blumengesteck steht. Nach einer respektvollen Verbeugung vor der Tokonoma findet die Dame im Seiza (Sitzposition auf Knien) ihren Platz als Gast für die Teezeremonie.

Alle Materialien sind absichtlich einfach und schlicht. Es gibt keine Möbel oder sonstige Einrichtungsgegenstände, vorhanden ist nur ein Kohlebecken und ein brauner eiserner Wasserkessel auf den Tatamimatten. Tee-

häuser sind speziell für die Teezeremonien gebaut und alle Details sind mit größter Sorgfalt gestaltet. Die schlichte, nüchterne Architektur lehnt sich an die Zen-Philosophie an. Wabi Sabi ist ein Zen-Konzept der Wahrnehmung von Schönheit und kommt bei Wohnungseinrichtungen genauso zum Zug wie bei Teehäusern. Ursprünglich bedeutete Wabi elend, sich verloren fühlen, Einsamkeit. Doch erst mit dem Zusatz Sabi (alt sein, über Reife verfügen) entstand der Begriff von nicht offenbarer Schönheit. Wabi Sabi sind die knorrigen Kiefer, das mit Moos bedeckte Dach, der leicht verrostete Teekessel. Sich mit wenigen schönen und bedeutungsreichen Gegenständen zu umgeben, hat in der Zen-Buddhistischen Philosophie das Ziel, zur Meditation zu inspirieren. Und genau diesen Effekt hat der Teeraum im Teehaus Kanshoan im Englischen Garten. Dieser Ort strahlt Entspannung und Geborgenheit aus.

Langsam eröffnet sich eine andere Schiebetür, diesmal kommt der Teemeister und Gastgeber der Zeremonie herein. Ein Mann im

dunklem Kimono, um die 50 Jahre alt, betritt den Raum. Er verbeugt sich vor seinem Gast und bedankt sich auf japanisch für seine Anwesenheit. Er trägt nun die Utensilien für die Teezubereitung in den Raum. Teeschale und Teedose, das Frischwassergefäß, den Bambusteelöffel und den Teebesen. Diese werden mit pragmatischen und harmonischen Bewegungen angeordnet.

Der Teemeister sammelt und konzentriert sich, bevor er mit der Teezeremonie beginnt. Der erste Schritt ist die Reinigung der Utensilien. Das seidene lila Teetuch (Fukusa), das er an seinem Obi trägt, faltet er mit langsamen aber sicheren Bewegungen, als wäre es ein Origami-Blatt. Mit der anderen Hand greift er zur Teedose, diese wird liebevoll mit der Fukusa gereinigt, so als würde er die Dose streicheln. Das gleiche passiert mit dem Bambusteelöffel. Als nächstes kommen die Teeschale und der Bambusbesen. Der Gastgeber füllt die Schale mit heißem Wasser, der Bambusbesen wird durch leichtes Eintupfen geschmeidig gemacht. Durch die Schwen-

kungen erwärmt der Meister die Schale. Nach dem das Wasser in das Gebrauchswassergefäß gegossen wurde, wird die Teeschale anschließend mit einem weißen Leinentuch gereinigt.

Der Gastgeber fordert seinen Gast auf, die Süßigkeit, die sich auf einem kleinen schwarzen Tablett befindet, zu nehmen. Somit kann er die Teezubereitung beginnen. Zunächst öffnet er die Teedose und legt sorgfältig den Deckel vor seine Knie. Mit dem Bambusteelöffel nimmt er den pulverisierten Tee und



gibt ihn in die Teeschale. Anschließend gießt er heißes Wasser darauf. Je nach Menge an Teepulver und Wasser ergibt sich entweder ein Koi-cha (dicker Tee) oder Usu-cha (dünner Tee). Mit dem Bambusbesen schlägt der Teemeister den Tee bis er schaumig ist. Dann reicht er die Schale seinem Gast.

Bei Teezeremonien, zu der mehrere Gäste eingeladen werden, bekommt der erste Gast oder Hauptgast als erster der Tee. Wenn Koi-cha serviert wird, gibt es nur eine Schale für alle Gäste, jeder nimmt schlürfend drei kleine Schlucke, reinigt den Rand mit der Serviette und gibt sie weiter zum nächsten Gast. Bei Usu-cha bekommt jeder eine eigene Teeschale.

Während der gesamten Vor- und Zubereitung des Tees herrscht Schweigen, es wird erst dann gebrochen, wenn alle Gäste ihren Tee ausgetrunken haben. Die Konversation, bei der keine Themen außerhalb des Teezimmers angesprochen werden, dreht sich beispielsweise um die verwendete Teesorte, die Herkunft der Teedose oder die Nische mit ihren Blumengesteck und die Tuschzeichnung. Damit klingt die Teezeremonie aus.

Der Teeweg basiert auf vier Prinzipien erklärt Wolf-Dieter Schoof, Vizepräsident der Urasenke Schule in München. Wa (Harmonie), Kei (Respekt), Sei (Reinheit) und Jaku (Ruhe).

Mit Harmonie ist das Gefühl zwischen Gast und Gastgeber gemeint, das während der Teezeremonie herrscht. Die angerichteten Speisen und verwendeten Teeutensilien sind harmonisch aufeinander abgestimmt, der wechselnde Rhythmus der Jahreszeiten und die Empfindung des Menschen mit sich und der Natur durchdringen den Teeweg. Harmonie soll zu einem Einklang mit der Natur führen.

Das zweite Prinzip, Respekt und Hochachtung zwischen den Menschen und allen Dingen gegenüber, entsteht aus einem natürlichen Dankbarkeitsgefühl. Respekt gilt nicht nur den Menschen, sondern zeigt sich auch in der sorgfältigen Handhabung der Teegeräte. Rücksichtnahme der Gäste aufeinander und die Gastfreundlichkeit des Gastgebers sind fundamental beim Teeweg.

Mit Reinheit sind Sauberkeit und Ordnung der Dinge und des Herzens gemeint. Bevor die Gäste den Teeraum betreten, reinigt der Teemeister die Teeutensilien. Die Gäste waschen sich vor der Teezeremonie die Hände und spülen den Mund an einem niedrigen Steinwasserbecken, das sich vor dem Teehaus befindet, um sich vom „Staub des Alltags“ zu befreien.

Mit dem vierten Prinzip der Stille ist nicht nur das Fehlen äußerer Geräusche gemeint, sondern auch die innere Einkehr und deren Ausstrahlung in die Gemeinschaft. Achtsamkeit und Gelassenheit sollen durch Harmonie, Respekt und Reinheit entstehen.

Alles, was im Teeraum geschieht, sind vollkommen alltägliche Handlungen: Was-



ser holen, Holzkohle legen, Feuer bereiten, Teegeräte hereintragen, reinigen, Tee schlagen und trinken. Die alltäglichsten Handlungen des Menschen – gemeinsam Essen und Trinken – werden zu einer Erfahrung,



in der sich Himmel und Erde runden. Die Erfahrungen der Zen-Meditation sollen für Menschen auch im täglichen Leben möglich werden.

Der gesamte Ablauf erfordert höchste Konzentration auf das reale Tun und schließt somit das Abdriften in ein Gedankenwirrwarr aus. Der Geist kommt zur Ruhe. Das Hantieren mit wenigen, aber erlesenen Gegenständen fördert das ästhetische Empfinden und die Sorgfalt. Das kann dazu führen, dass wir bei der Auswahl der Dinge, mit denen wir uns umgeben, sehr viel mehr auf reale Notwendigkeit und ästhetischen Genuss achten. Dass beides durchaus vereinbar ist, zeigt die Teezeremonie. ■



Samirah freut sich auf Italien.
S.Muran@campus.lmu.de

(i) Kanshoan Teehaus
Urasenke Teeschule
München

Öffentliche Vorführungen:
Zwei Tage im Monat

Für mehr Infos:
www.urasenke-muenchen.de
kanshoan@urasenke-muenchen.de

Englischer Garten
(hinter dem Haus der Kunst,
Prinzregentenstr. 1)



Fotos: Samirah Muran

Am Ende des WEGES

Unser aller Sein ist ein *Sein zum Tode*. Das schreibt schon Martin Heidegger 1927. Der Gedanke an den Tod erschrickt uns zwar, aber seine Erkenntnis soll nicht nur Angst machen.

Von Helen Arnd & Susanne Hehr



Foto: Susanne Hehr

Ein Europäer sieht den ersten Toten durchschnittlich erst im Alter von etwa 40 Jahren. Der Tod schockiert, macht Angst und ist trotzdem das einzige, was alle Menschen eint. Er ist unumgänglich, der Tod, aber er ist alles andere als omnipräsent. Anscheinend ist das, dessen wir uns ganz sicher sein können, genau das, was uns gleichzeitig am meisten verunsichert. Würde es nicht vielmehr Sinn machen, den Tod in unseren Alltag zu integrieren?

Markos Maragkos ist Psychotherapeut und arbeitet am Münchner Institut für Traumatherapie. Auf die Frage, warum wir etwas so Natürliches wie den Tod verdrängen, sagt er: „Niemand kann etwas Bestimmtes, Beweisbares über dieses Ende sagen. Wir sind ihm hilflos ausgeliefert.“ Und die Verdrängung schaffe es, dass wir diesen Gedanken entfliehen. Doch Maragkos sieht die Verdrängung nicht als angemessenes Mittel, mit dem Tod umzugehen: „Es ist sinnvoll, dem Tod einen eigenen, angemessenen Platz im Bewusstsein zu geben, von dem aus er uns unterstützen kann in dem täglichen

Kampf, den wir kämpfen und Alltag nennen.“ Dabei dürfe man sich allerdings nicht vom Tod in eine Starre bringen lassen, von der aus das Leben seinen Bewegungscharakter verliere. Prinzipiell sei die Angst, so auch die Angst vor dem Tod, ja etwas Nützliches, was den Menschen beschützen soll. „Sie warnt uns vor dem Umstand, dass nichts ewigen Bestand hat und stellt uns vor die existentielle Frage: Lebst du dein Leben?“ Die Angst vor dem Tod darf uns also nicht lähmen. Im Gegenteil, der Mensch soll in dem Unumgänglichen eine Chance sehen: „Eine stärkere Bewusstheit gegenüber dem eigenen Tod kann das Alltagsleben und eigentlich jeden Moment intensivieren.“

Doch wie geht man mit dem Tod eines anderen Menschen um? Maragkos meint, dass die Bewältigung dieses Verlusts tatsächlich einen positiven psychologischen Effekt haben kann: „Man nennt das posttraumatische Reifung. Das Konzept besagt, dass es einige Menschen gibt, die nach Konfrontation mit einem traumatischen Ereignis wie dem Tod in der Lage sind, anhand dieses Ereignisses innerlich zu reifen und dem Leben auf eine andere, vielleicht direktere Weise zu begegnen.“

Ein Kampf ist die Bewältigung der Trauer aber immer. Viele finden nach dem Tod eines geliebten Menschen keinen Ausweg aus dem Sumpf der Trauer, verlieren ihr soziales Umfeld und gehen dabei völlig unter. Ottmar Arnd, Pfarrer einer Kirchengemeinde in Hessen, ist täglich mit dem Tod konfrontiert. Auch wenn die Bewältigung des Verlustschmerzes individuell ist, empfiehlt der Pfarrer sechs Handlungsoptionen, mit dem Schmerz umzugehen. Erstens: Die Trauer zulassen, indem man sich bewusst wird, was der Verlust bedeutet. „Vieles was man zuvor gemeinsam unternommen hat, bricht weg. Man muss das Tal der Trauer durchschreiten, weinen und schreien auch zulassen“, so Arnd. Die zweite Möglichkeit ist, mit dem Verstorbenen in Kontakt zu bleiben, in dem man oft das Grab besucht. Gerade in der ersten Zeit nach dem Tod seien Rituale wichtig. Als Drittes empfiehlt

Arnd Tagebuch zu schreiben. Wenn der Schmerz besonders stark ist, könne man aufschreiben, was man fühlt und dem Verstorbenen gerne mitteilen würde. „Durch das Aufschreiben geschieht sozusagen eine Reinigung. Gedanken, die kommen, werden festgehalten und können so kein Eigenleben in der Psyche des Trauernden entwickeln“. Ganz wichtig im Verarbeitungsprozess sei außerdem, dass man sich Zeit

„Das klare Todesbewußtsein von früh an trägt zur Lebensfreude, zur Lebensintensität bei. Nur durch das Todesbewußtsein erfahren wir das Leben als Wunder.“

Max Frisch (1911-91)

gibt. Wer Jahrzehnte mit einem andern Menschen zusammengelebt hat, der kann das alles nicht in ein paar Tagen überwinden. Fünftens: Mit anderen Menschen reden, die auch diesen Schmerz erleben müssen. Hier können sogenannte Trauerkreise hilfreich sein, die oft von kirchlichen Institutionen angeboten werden. Innerhalb derer können sich die Betroffenen austauschen, wie sie mit der Trauer umgehen und sich gegenseitig Kraft geben. Als sechste Möglichkeit nennt Pfarrer Arnd einen etwas anderen Weg: „Manche Menschen, die durch den Verlust eines geliebten Menschen betroffen sind, werden kreativ und beginnen ihre Gefühle durch Malen auszudrücken, steigen intensiver in den Sport ein oder übernehmen ehrenamtliche Arbeiten. Alles, was der neuerlichen Sinnfindung dient, tut Menschen gut.“ Der Geistliche erzählt von einem Trauerfall, bei dem ein zweijähriges Kind ums Leben kam. Neben dem Schmerz an sich stellte das auch eine Zerreißprobe für die Ehe der Eltern dar. Was ihre Beziehung rettete war, sich gegenseitig Raum zu geben, individuell zu trauern. Er ist mittler-

weile im Kindertenausschuss sehr aktiv und sie läuft Marathon. Vor kurzem hat das Paar erneut ein Kind bekommen.

Letztlich ist es menschlich, dass wir Angst haben. Angst vor dem Unbekannten, Angst davor, am Ende des Weges zu stehen. Es ist ebenso menschlich, dass wir Angst vor dem Tod eines vertrauten Menschen haben. Wir dürfen Angst haben und wir dürfen auch trauern, wir müssen sogar trauern. Das alles jedoch darf nicht dazu führen, dass wir vergessen zu leben. Denn die Endlichkeit hat durchaus ihren Sinn. Mal umgekehrt: Wir hätten nichts davon, wenn wir unsterblich wären. Denn nur aufgrund der Tatsache, dass wir sterblich sind, gewinnt das Leben seinen teuren Wert. Ohne den Tod würden wir nichts mehr wertschätzen und all unsere Wege ihre Besonderheit und Einmaligkeit verlieren. Das wäre wahrscheinlich ein viel größerer Verlust als wir uns vorstellen können.

Und was machen wir nun mit der Angst? Die können wir uns in gewisser Weise sparen, wie Maragkos meint: „Ich finde einen Spruch auf eine merkwürdige Weise amüsant und gleichzeitig makaber: Sie brauchen keine Angst vor dem Tod haben. Ich kann Ihnen versichern, der kommt immer.“



Foto: <http://www.pilgerverein-hosiama.de>



Susanne ist hin und weg vom Leben.
Susanne.Hehr@campus.lmu.de



Helen is op weg naar Nederland.
Helen.Arnd@campus.lmu.de

Keine Freiheit ohne Isolation?



► Für manche Patienten ist die geschlossene Psychiatrie ein Gefängnis.

Foto: Bianca Haußmann

Immer mehr Menschen werden aufgrund psychischer Erkrankungen von der Arbeit befreit. In besonders schweren Fällen kommt es zur Einweisung in die Psychiatrie. Doch wie fühlt man sich in einer solchen Einrichtung? Von Bianca Haußmann

Seit Wochen arbeitet Carolina (46) bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Nicht nur im Beruf, sondern auch im Privaten, da ihre Mutter vor wenigen Wochen gestorben ist und sie in ihrer „freien“ Zeit die Wohnungsauflösung, Behördengänge und Ähnliches vorantreiben muss. Die alleinerziehende Mutter steht psychisch mehr und mehr unter Druck. Sie wird zunehmend aggressiv und gegenüber Arbeitskollegen ungehalten. Die Situation eskaliert, ihre direkte Vorgesetzte und der Personalchef der Firma fühlen sich gezwungen einen Notarzt zu rufen. Das Ärzteteam stellt eine massive Verwirrung von Carolina fest und rät zur sofortigen Einweisung in die Psychiatrie. In Polizeibegleitung wird Carolina in die geschlossene Abteilung einer psychiatrischen Klinik gebracht.

Carolina ist kein Einzelfall. Laut den vom Bundesministerium der Justiz erhobene Betreuungszahlen wurden im Jahr 2009 knapp 60.000 Unterbringungen in Bayern verhandelt. Betrachtet man Gesamtdeutschland sind es etwas mehr als 150.000 Fälle, davon etwa 54.000 mit freiheitsentziehenden Maßnahmen. In jedem einzelnen Fall muss der Richter entscheiden, ob im erheblichen Maß die öffentliche Sicherheit oder Ordnung durch den Erkrankten gefährdet ist, also ob von diesem eine Selbst- oder Fremdgefährdung ausgeht. In 90 Prozent der Prozesse fällt das Urteil gegen den Erkrankten aus. Die Unterbringung in einer psychiatrischen Anstalt beziehungsweise eine unterbringungsähnliche Maßnahme ist die Folge. Die Zwangseinweisung als letzte Notbremse soll die benötigte Hilfe für die Erkrankten bringen – wenn es sein muss auch gegen deren Willen. Aus Sicht der Betroffenen stellt sich die Situation oftmals ganz anders dar. Sie empfinden das nicht als Hilfe, sondern fühlen sich durch die und vor der Gesellschaft weggesperrt.

So ergeht es auch Isa (20). Zuerst in einer sozialpsychiatrischen Einrichtung untergebracht, verschlechtert sich sein Zustand immer mehr. Er will nicht mehr aus seinem Bett heraus, ist zunehmend in einem Loch gefangen. Nach einer zunächst freiwilligen Einweisung wird er durch richterlichen Beschluss in der Psychiatrie gegen seinen Willen festgehalten. Was er dann in der Folge erlebt, beschreibt er als gefängnisähnlichen Zustand. Die Überwachung durch Kameras sowie die Unterbringung in der geschlossenen Anstalt bestimmen seinen Alltag. Der ständige Blick auf die Gitterstäbe vor den Fenstern führt ihm seine Isolation täglich vor Augen. Dabei will er Hilfe und Unterstützung, aber nicht unter diesen Umständen: „Alles geschieht über deinen Willen hinweg ... ohne Erklärung“. Die mangelnde Transparenz bei der Behandlung hilft den Patienten nicht, ihre Situation zu verstehen. Auch Margit (47) kennt das. Die Patientin mit Psychosen wird, wenn die Krankheit richtig intensiv durchbricht, zeitweise im Bett fixiert, um sie ruhigzustellen. Sie empfindet das als Machtspiel der Pflegekräfte, ihr Gefühl des Weggesperrt-Seins wird dadurch nur noch verstärkt.

Auf der anderen Seite steht das Empfinden der Gesellschaft: Der Großteil sieht in der Unterbringung nervlich Erkrankter in Psychiatrien einen notwendigen Schutz. Menschen hatten außerdem

schon immer Berührungsängste: Bereits im Mittelalter wurden psychisch Kranke als Narren deklariert und isoliert. Im 17. Jahrhundert begann man, sie in leer stehenden Lebrahäusern unterzubringen. Bis heute hat sich jedoch einiges verändert. In den 1980er Jahren ging man dazu über, die psychiatrischen Krankenhäuser der Gesellschaft näher zu bringen, um ein anderes Verständnis zu säen. Die Kliniken wurden aus dem „Versteck im Wald“ in die Stadt geholt, um die Absonderung zu reduzieren. Zudem wurden Räume geschaffen, an denen sich Betroffene begegnen können. Hannes (54), an Depressionen erkrankt, beschimpft das als „nettes Wegsperrn“. So sind die Erkrankten zwar physisch nicht mehr weggesperrt, aber trotzdem weiterhin von der Gesellschaft isoliert. Denn bringt man Menschen mit gemeinsamen Charakteristika an einem Ort zusammen, so werden sie durch diesen Ort von anderen abgegrenzt.

Ein weiterer Blickwinkel: Durch eine stationäre Unterbringung soll der psychisch Erkrankte auch geschützt werden, sei es vor der Gesellschaft oder sich selbst. Dieser Schutz des Patienten ist aus ärztlicher Sicht oft ein notwendiger Schritt zum Beginn einer erfolgreichen Behandlung. Vor sich selbst muss der Patient geschützt werden, wenn beispielsweise Suizidgefahr besteht oder Handlungen irrational werden. Das sehen meist auch die Betroffenen. „In einem bestimmten Stadium ist es gut, weggesperrt zu sein“, meint Carolina, „da du selbst die Folgen deines Handelns nicht mehr abschätzen kannst.“ In ihrer Manie hatte sie ihr ganzes Adressbuch durchtelefoniert und so ihre Bekannten extremen psychischen Belastungen ausgesetzt. An anderen Tagen stand sie kurz davor, im Anflug reinen Größenwahns ihr gesamtes Vermögen auszugeben. „Wäre ich nicht zeitweise in der Geschlossenen gewesen, wäre ich heute finanziell komplett ruiniert.“ Margit gewinnt der Psychiatrie auch eine positive Seite ab. „Sie ist wie eine Insel für mich, auf der ich wieder zu mir selbst finden kann.“ Manchmal handele sie sogar unbewusst „falsch“, um wieder eingewiesen zu werden. Häufig überlagern die negativen Eindrücke jedoch diese positiven Gefühle. Das führt wiederum zu einem schleppenden Therapieverlauf. Isa bringt es auf den Punkt: „Eine Heilung funktioniert nur, wenn man Hilfe will. Wenn man aber das Gefühl nicht los wird, weggesperrt zu sein, kann dieser Wille nicht zustande kommen.“

Die Behandlung psychisch Kranker bleibt ein schwieriges Thema – je nach Perspektive fällt die Bewertung des Umgangs mit ihnen anders aus. Je nach Perspektive ergibt sich ein anderes Bild. Um aber generell das Gefühl der gewollten Isolation zu verringern, wünschen sich die Patienten Unterstützung und Verständnis durch ihr soziales Umfeld. ■



Bianca ist auf dem Weg in die Küche, da ständig der Magen knurrt.
Bianca.Haussenmann@campus.lmu.de



Fotos: Armin Rozsa

WEGE aus der Depression zu einem Befreiungsverständnis

Schlafstörungen, Erschöpfung, Lustlosigkeit oder Appetitabnahme. Wir haben alle schon mit diesen Symptomen Bekanntschaft gemacht. Sie können auf eine Erkrankung hinweisen, der wir Heutzutage immer öfter zu begegnen scheinen. Sie wird zusammenfassend als Depression bezeichnet. Sie kann viele unterschiedliche Symptome haben. Der *Communicator* hat mit einem Münchner Psychotherapeuten über Depressionen gesprochen, um herauszufinden, was sie sind und wie man sich psychotherapeutisch davon befreien kann. Von Armin Rozsa

Die Depression gilt als ein Zusammenwirken verschiedener Symptome, die eine bestimmte Zeit lang bestehen. Aus Sicht der Psychotherapeuten genügt es nicht, einfach nur von einer Depression zu sprechen. Es geht um die einzelnen Beschwerden und den Umgang mit ihnen. Wenn sich Betroffene auf die Symptome fixieren, ist das ein Schutzmechanismus vor Belastungen. Der Patient klammert sich an die Beschwerden und stumpft gefühlsmäßig ab. Dieser schützende Wall kann sich in Antriebslosigkeit äußern. Der Patient wird konfliktscheu, weil er sich zum Beispiel nicht mehr in der Lage sieht, einen Streit zu führen. Deshalb ist es wichtig zu erfassen, was den Betroffenen zu einer Psychotherapie motiviert, um in einem Anfangsgespräch seine genaue Gefühlslage zu erfassen.

Die Depression kann unter anderem als leicht-, mittel-, oder schwergradig diagnostiziert werden. Die leichte Episode zeichnet sich dadurch aus, dass die Person sich krank fühlt und einen Arzt aufsucht, aber noch in der Lage ist private Dinge zu erledigen. Bei einer mittelgradigen Episode können berufliche Anforderungen nicht mehr geleistet werden. Die schwere Form bedarf einer ständigen Betreuung. Auf jeden Fall sollte eine Differentialdiagnostik erfolgen, bei der die Ergebnisse verschiedener Untersuchungen zusammengefasst werden. Dabei sollten mögliche Beeinträchtigungen zum Beispiel durch Angst, körperliche Beschwerden, Sozialverhalten oder die Einstellung zu den Inhalten der persönlichen Lebensgeschichte dokumentiert werden.

Zur Diagnose einer Depression ist die Selbstbeschreibung durch den Betroffenen und die teilnehmende Beobachtung durch den Psychotherapeuten erforderlich. Durch Selbstbeschreibung werden das Befinden und die Intensität der Symptome festgestellt. Die teilnehmende Beobachtung seitens des Therapeuten bezieht sich auf die gegenwärtige Kontaktführung des Betroffenen, den Verlauf seines Befindens und den Verlauf seiner psychotherapeutischen Übungen. Dazu wird er bei einer Interaktion mit anderen Menschen beobachtet.

Doch in einer Krise liegt immer die Chance, innere Freiheit zu erlangen. Es geht darum, die Einstellung zu den Beeinträchtigungen zu verändern. Das heißt, der Betroffene sollte sich auch an kleinen Dingen erfreuen, um besser mit den Beeinträchtigungen umgehen zu können. Man kann von Erlebnishalten wie zum Beispiel von Schlaflosigkeit förmlich in den Bann gezogen werden. Bei der Befreiung aus dem Bann muss man sich damit auseinandersetzen, wie man das Symptom erlebt. Man kann dabei auf seine Gedanken, Launen, körperlichen Befindlichkeiten und Körperhaltung achten. Außerdem kann man sich mit den zwischenmenschlichen Interaktionen befassen, die vor oder nach diesen Befindlichkeiten statt fanden. Dadurch übt man, sich mit seinen Mitmenschen besser auseinander zu setzen.

Mit einer veränderten positiven Grundeinstellung werden auch künftige Krisen nicht mehr als bedrohlich erlebt. Sie können vielleicht sogar als Gelegenheit dienen, weitere Gelöstheit und Befreiung zu erlangen. ■



Armin ist auf dem Weg zum Balaton. Armin.Rozsa@campus.lmu.de

Sieben auf einen Streich

München war lange Zeit Single-Hauptstadt Nummer Eins in Deutschland. Bei knapp 390.000 Münchner Singles sollte die Auswahl doch groß genug sein, um den passenden Partner zu finden. Dennoch schlagen manche recht ungewöhnliche Wege auf der Suche nach der großen Liebe ein: Speeddating ist nur eine von vielen Möglichkeiten. Wir wagen einen Selbstversuch.

Von Anna Baum, Rebecca Freundling und Isabelle Maier

„Hallo, ich bin Tristan, Tristan der Träumer.“ Zur Begrüßung streckt der schwächliche, junge Mann die Hand aus. Durch die kleinen dicken Brillengläser wirken seine Augen winzig. „Auch zum ersten Mal hier?“ Intensiver Mundgeruch macht sich breit. Zum Glück steckt er sich gleich am Anfang des Gesprächs Salzgebäck in den Mund. Er kaut



nicht, schluckt auch nicht. Deshalb kann man davon ausgehen, dass er die Breze in seiner Backentasche aufweicht, um sie auf dem Weg zur nächsten Dame endlich zu schlucken. Man hofft das Beste. Stolz erzählt er, dass er in seiner Freizeit gerne Keyboard spielt. Zum Glück wohnt er mit 28 Jahren noch zuhause bei den Eltern und hat somit viel Zeit für sein Hobby. Ob er in einer Band spielt? „Nein, das ist nichts für mich. Ich mache mein eigenes Ding.“ Ja dann. Nach sieben Minuten ist alles vorbei. Zum Glück. Der nächste Mann ist an der Reihe ...

Ein Tag zuvor. Treffpunkt Frozen Joghurt. Zwei junge Frauen unterhalten sich aufgeregt, kichern, gestikulieren wild. Neben

höchst „spannenden“ Themen wie Studium, Urlaub und Lieblingsessen überlegen wir uns auch verrückte Fragen wie: „Auf einer Skala von 1 bis 10, wie verzweifelt bist du?“ und „Benutzt du eigentlich auch Zahnseide?“. Wir bereiten uns auf unser erstes Speeddating vor. Wie wir auf diese Idee kommen? Mit Anfang 20? Speeddating ist für uns schließlich das soziale No-Go unter den Antworten auf die Frage „Und wie habt ihr euch kennengelernt?“. Doch wir sind neugierig: Was hat die Stadt zu bieten? Warten womöglich Rohdiamanten nur darauf, von der Frauenwelt entdeckt zu werden? Nachdem die Online-Anmeldung mit unseren Pseudonymen „Kate“ und „Pippa“ relativ problemlos klappt, gerät der Termin jedoch erstmal in Vergessenheit.

Doch der große Tag rückt schneller näher als erwartet, die Nervosität hat uns gepackt. Herzklopfen. Wir treffen uns zwei Stunden vor Beginn des Speeddatings zum letzten Krisengespräch. Zum Auflockern hüpfen wir wie 13-jährige Teenager durch die Wohnung und hören dabei laut Chuck Berry. Beinahe vergessen wir die Zeit. Völlig verschwitzt und abgehetzt kommen wir mit unseren Fahrrädern als Letzte an der vereinbarten Location an. Die Männer sitzen schon alle an der Bar und mustern uns neugierig von oben bis unten. Ein Fleischmarkt. Kennt man eigentlich eher aus schicken Nobel-Diskotheken oder vom mühseligen Weg vorbei an einer Horde Bauarbeiter. Auf den ersten Blick sind wir trotzdem positiv überrascht, denn ein paar sympathische Gesichter können wir erhaschen bevor uns „Amor“, ein unmotivierter Mitarbeiter, bittet Platz zu nehmen. Ein Hauch von Romantik soll wohl durch die Kerzen entstehen, die auf den Tischen verteilt sind. Gemütliche Wohnzimmer-Atmosphäre durch kleine Schalen voller Knabberzeugs? Ein Versuch war es wert. Klingel und Namensschildchen gibt es keine, auch keine Einweisung, es geht sofort los. Irgendwie ist bisher alles anders

als erwartet. Bisher, denn das Schauspiel startet noch im selben Augenblick.

Hemd, schmale schwarze Sonnenbrille im Ausschnitt steckend, Glatze und Bart. Kandidat Nummer Eins ist 38 Jahre alt und somit schon nicht mehr im festgelegten Altersbereich von 20 bis 30. Nun gut, mal schauen, was er so zu sagen hat, denn er guckt sehr aufmerksam und interessiert. Die Situation ist trotzdem nicht angenehm, erinnert eher an ein Bewerbungsgespräch. Neugierig, wie Frau nun mal ist, wird auch nach vergangenen Beziehungen gefragt. Viereinhalb Jahre ist es her, seitdem die letzte Dame die Flucht ergriffen hat. Aber nein, er hat die Beziehung natürlich beendet. Der Trennungsgrund? „Ein Mangel an Intelligenz



ihrerseits ...“ Aha, Intelligenz also. Man sollte meinen, dass Mann das schon einschätzen kann, bevor er eine Beziehung eingeht. Aber das ist wahrscheinlich Ansichtssache. Der Herr stellt sich außerdem als großer Schlangenliebhaber und Anhänger des

chinesischen Horoskops heraus, weshalb er auch ein Hemd mit passendem Muster trägt und ein ebensolches Tattoo seine Wade ziert. Sein Sternzeichen ist Schlange. Versteht sich von selbst. Leider ist 2012 das Jahr des Drachen. Ob er wohl trotzdem eine passende Partnerin finden wird? Womöglich ist sie Ratte, Tiger oder doch Schaf? Sie sollte definitiv dem chinesischen Horoskop entsprechend zu ihm passen. Wir wünschen ihm viel Glück auf der Suche, denn wir sind wohl einfach im falschen Jahr geboren.

Kandidat Nummer Zwei würde mit Schwert und Degen für uns kämpfen. Was wünscht sich Frau mehr als einen Prinzen oder gar einen Ritter? Im Märchen hört sich das alles irgendwie romantischer an. Jetzt sitzt er vor uns, unser Ritter. Und entspricht so gar nicht unseren Traumvorstellungen: Zerzauste Haare und ein ausgewaschenes, graues Print-shirt. Der Ritter von heute lässt die Seifenblase vom Retter platzen. Sehr ernüchternd



unser Mittelaltergefährte. Was er so in seiner Freizeit macht? „Im Internet Games zocken und so.“ Aber höchst begeistert berichtet er von seinem altertümlichen Hobby. Er ist sogar in einem Verein, mit dem er Mittelaltermärkte und Burgfeste besucht. Wirklich interessant. Aber „interessant“ im Sinne von „Prima Gesprächsthema um sieben Minuten zu füllen“, aber nicht im Sinne von „Wow, das will ich auch“. Ein bisschen hat er das wohl falsch verstanden, denn er würde gerne mit uns einen Mittelaltermarkt besuchen – zeigt uns jedenfalls sein Feedback auf unser Gespräch.

Kandidat Nummer Drei gehört eher in die Kategorie „Normalo“. Er wirkt sympathisch,

durchaus nett und gesprächig. „Marco24“ könnte uns auch glatt eine Versicherung verkaufen oder auch einen Staubsauger, wir würden unterschreiben. Wenig verwunderlich erscheint es also, dass er seinen Job als Bürokaufmann sehr ernst nimmt. Denn „was gibt es Geileres als den Tag im Büro zu verbringen?“ Ja was nur? Wir können uns keine bessere Alternative vorstellen. Bei unserer Frage, was er sich vom Speeddating erhofft, glänzen seine Augen. Vielleicht hat er ja das Glück und findet wie sein großer Bruder hier die große Liebe? Ja, vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Nett war er, er sollte öfter außerhalb des Büros auf die Suche gehen.

Die Zeit verfliegt und eine Stunde später haben wir sieben sehr unterschiedliche Herren kennengelernt. Irgendetwas haben wir wohl auch richtig gemacht, denn alle wollen uns wiedersehen und Kontaktdaten austauschen. Das verrät uns die Onlinebewertung im Nachhinein. Wir freuen uns. Egal, ob das Kompliment von einem Schlangenmann, einem Ritter oder Keyboardprofi kommt. Das Ergebnis unseres Datingmarathons ist trotzdem eher ernüchternd. Unseren Traumprinzen haben wir leider nicht gefunden und wiedersehen werden wir auch keinen der Teilnehmer. Dennoch hatten wir durchaus interessante Gespräche mit Männern, die wir sonst wohl eher nicht kennengelernt hätten.

Unser Fazit: Ein durchaus unterhaltsamer Abend, den wir in unserem Erfahrungsschatz nicht missen wollen.

(i) Wussten Sie schon, dass ...

... es etwa 55 Prozent weibliche Singles und 45 Prozent männliche Singles gibt?

... 40 Prozent der Singles schlechte Manieren als Ausschlusskriterium Nummer Eins beim Daten nennen?

... deutsche Singles im Durchschnitt zwei bis drei Tage nach dem ersten Date warten bis sie sich erneut melden?

... laut einer Studie der Online-Partneragentur Parship in München die attraktivsten und zufriedensten Singles leben?

... der Rabbi Yaacov Deyo als Urheber des Speeddating gilt und es ursprünglich dafür gedacht war, jüdischen Singles zu helfen sich kennenzulernen und schließlich zu heiraten?

... die Preise beim Speeddating zwischen 19 und 32 Euro liegen?



Anna geht die Wege wie sie kommen. Anna.Baum@campus.lmu.de



Rebecca geht gern neue Wege. Rebecca.Freudling@campus.lmu.de



Isabelle geht den steilsten Weg mit einem Lächeln im Gesicht. Isabelle.Maier@campus.lmu.de

Der "Wie komme ich an"-Test

Dein Ergebnis:

	Nicht gut	Ganz ok	Nett	Umwertend	Keine Angabe
Sympathie				♥	
Gespräch				♥	
Körpersprache				♥	
Aussehen				♥	

Sollten alle Spalten leer sein, hat noch kein Teilnehmer sein anonymes Feedback abgegeben. Bitte habe noch etwas Geduld.

WEGbeschreibung für das Leben?

Als ich gestern mit Maja im Café saß und wir unseren Trip nach Berlin planten, machte sie nach einem „tiptiptip“ in ihrem Smartphone und dem typischen Finger-scrollen auf dem TouchPad eine Entdeckung, die sie mir nicht vorenthalten wollte: „Wir könnten auch nach Berlin laufen, in vier Tagen und 19 Stunden.“ Aha, danke Google Maps, vielleicht sollte man das wirklich mal ausprobieren. Wenn Google diese sonderbare Wegbeschreibung drauf hat, geht es doch auch noch ein bisschen komplizierter. Wie wäre es denn zum Beispiel mit der Route von Japan in die USA. Nach rechts abbiegen, um auf 県道263号線 zu bleiben. Nächster Schritt: Mit dem Kajak über den Pazifik ... Okay, soll ich jetzt zuerst Japanisch lernen oder mir vielleicht doch vorher noch ein Kajak kaufen? Epic fail! Trotzdem beruhigend, dass mich der Routenplaner in meinem Smartphone niemals im Stich lassen würde. Weil Maja und ich Genossinnen der Generation Google sind, scheue ich mich auch nicht folgendes einzugeben: Route berechnen von A „Aktueller Standort“ nach B „Leben“. Und das erstaunliche ist: Google Maps hat eine Wegbeschreibung dafür. Mein Leben ist nur 900 Meter von mir entfernt. In drei Minuten mit dem Auto zu erreichen. Ich kann sogar folgende Option nutzen und auf den Button „meintens Sie ein anderes: Leben“ klicken. Ja klar, ich bin gespannt, welches Leben mir noch geboten wird. Das nächste ist jetzt schon 1,6 Kilometer entfernt. Ich möchte bei meinem ersten Treffer bleiben. Hoffentlich muss ich nicht lange danach suchen. Was, wenn ich mich verlaufe? In Gedanken schon auf dem Weg zum Ziel unterbricht mich Maja und sagt: „Du, lass es uns doch ganz Oldschool machen, ich habe noch einen alten Auto-Atlas zu Hause, damit finden wir den Weg nach Berlin bestimmt auch.“ Ich schaue auf den leuchtenden Bildschirm meines Smartphones und muss feststellen, dass mein Leben ein Blumenladen ist. Wahrscheinlich ein Softwarefehler. Zum Glück habe ich ja noch eine zweite Option. ■



Julia kann sich nie Wegbeschreibungen merken. Julia.Spoida@campus.lmu.de

Immer ist alles WEG



Manche Dinge verschwinden viel zu oft und viel zu einfach. Kugelschreiber, Feuerzeuge, Regenschirme, Sonnenbrillen, Haargummis oder auch Ex-Freunde. Alle drei Jahre verliert ein Deutscher im Schnitt sogar sein Mobiltelefon. Daraus entsteht ein Schaden von 700 Millionen Euro. Was für eine Verschwendung.

Dabei scheint diese Eigenschaft durchaus beneidenswert: sich einfach so in Luft auflösen. Einfach mal weg sein, von der Bildfläche verschwinden. Für ein paar Stunden oder, wenn nötig, auch für ein paar Wochen.

Doch wohin verschwinden diese Dinge eigentlich? Gibt es einen Nicht-Ort, ein Utopia, wo sich all diese Gegenstände treffen und aufhalten, und... nie wieder zurückkehren?

Gäbe es das Utopia der verlorenen Gegenstände, dann sollten auch Menschen dorthin flüchten können. Manchmal brauchen wir einfach einen Nicht-Ort, wo man sich auf sich selbst konzentrieren und die kleinen Oberflächlichkeiten des Alltags vergessen kann. Stille. Ruhe. Am Nicht-Ort der verschwundenen Dinge. Und es wäre herrlich. Denn manchmal gibt es nichts zu sagen. Das wissen vor allem die verschwundenen Gegenstände – wieso denn auch sollte ein Handy verschwinden wollen, wenn es noch kommunikationswillig ist?

Dass wir diesen Nicht-Ort finden, ist wohl leider unwahrscheinlich. Im Endeffekt ist es sogar wahrscheinlicher, dass er nicht existiert. Utopia wäre doch nur wieder eine Ausrede dafür, sich einfach zu verziehen, wenn's brenzlig wird. Aber vielleicht kann sich ja jeder Mensch seinen Nicht-Ort suchen, einen Ort, an den man verschwinden kann, an dem man sich erholen kann. Irgendeine Nische, eine Parkbank, ein Platz unter einem Baum. Nach einer kurzen Zeit abseits des alltäglichen Wahnsinns sollte man dann aber auch schleunigst wieder in die Realität zurückkehren. Schließlich sind wir nicht dafür gemacht, einfach zu verschwinden. Im Gegenteil: wir sind dafür gemacht, genau hier zu sein. Niemand kann es sich leisten, das Zepter aus der Hand zu geben und einfach nach Utopia abzuhaufen, auch wenn es wahrscheinlich einfacher wäre. Aber hey, niemand hat gesagt, dass es einfach ist. Also bleiben wir schön hier und machen das ganze Theater mit. Wo auch immer es uns hinführen mag, vielleicht gar nicht so weit weg; am liebsten in die Nähe meiner kürzlich verschwundenen Sonnenbrille. ■



Susanne ist unterwegs nach Utopia. Susanne.Hehr@campus.lmu.de



ZWÖLF MAL WEGGESUNGEN

- 1 Gekommen um zu bleiben, wir gehen nicht mehr **WEG**.
(Wir sind Helden – Gekommen um zu bleiben)
- 2 Ich gehe nicht **WEG**, hab meine Frist verlängert. Neue Zeitreise, offene Welt.
(Herbert Grönemeyer – Der **WEG**)
- 3 Sie ist weg – **WEG**. Und ich bin wieder allein, allein. Sie ist weg – **WEG**.
(Die Fantastischen Vier – Sie ist **WEG**)
- 4 I've traveled each and every highway. But more, much more than this, I did it my **WAY**.
(Frank Sinatra – My **WAY**)
- 5 But uh oh, I love her because she moves in her own **WAY**.
(The Kooks – She moves in her own **WAY**)
- 6 Kein **WEG** ist zu weit. Bis wir uns wieder sehen werd ich immer weiter gehen.
(Madsen – Kein **WEG** ist zu weit)
- 7 Und dann lauf ich und lauf ich, wohin ist noch offen. Am Besten nur weit, weit **WEG**.
(CRO – Easy)
- 8 Ain't no sunshine when she's **GONE**. And she's always **GONE** too long.
(Bill Withers – Ain't no Sunshine)
- 9 And when I'm **GONE**, I didn't feel a thing so baby don't feel no pain, just smile back.
(Eminem – When I'm **GONE**)
- 10 Die **WEGE**, die wir beide 'gangen sind, war'n net die gleichen.
(Peter Cornelius – Du entschuldige i kenn Di)
- 11 I know we'll make it anywhere **AWAY** from here.
(Snow Patrol – Run)
- 12 In another life, I would be your girl. So I don't have to say you were the one that got **AWAY**.
(Katy Perry – One that got **AWAY**)

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
c/o Nina Springer (V.i.S.d.P.)

CHEFREDAKTION

Nina Springer, Christian Pfaffinger

CHEF-LAYOUTER

Matthias Beldzik

REDAKTION

Helen Arnd, Anna-Luise Baum,
Stephan Brandl, Alexandra Brandner,
Rebecca Freudling, Maria Gnadl,
Klara Grebner, Bianca Haußmann,
Julia Holzner, Susanne Hehr,
Lisa Hörgstetter, Anna Klühspies,
Lisa Leinweber, Julia Lindner,
Janina Ludwig, Isabelle Maier,
Tanja Mascha, Tobias Müller, Samira
Muran, Judith Rogl, Armin Rozsa,
Michael Sapper, Julia Spoida,
Patricia Scheiber, Monika Thaler

TITELFOTO

byways.org | Tinsley Advertising

ANSCHRIFT DER REDAKTION

Communicator – z. Hd. Nina Springer
Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
Oettingenstraße 67 – 80538 München
Tel.: 089 2180-9500
Mail: springer@ifkw.lmu.de

BELICHTUNG UND DRUCK

flyeralarm GmbH

AUFLAGE

2.500 Exemplare

DIE BAYERISCHE LANDESZENTRALE FÜR NEUE MEDIEN



gestalten

- :: Genehmigung privater Rundfunkanbieter
- :: Vielfaltsicherung
- :: Programmbeobachtung
- :: Werberegeln
- :: Jugendschutz
- :: Technische Verbreitung
- :: Kabelbelegung

forschen

- :: Mediennutzung
- :: Programmforschung
- :: Medienwirtschaft
- :: Rundfunktechnik

fördern

- :: Programmförderung
- :: Film- und Fernsehförderung
- :: Aus- und Fortbildung
- :: Medienpädagogik / Medienkompetenz
- :: Technische Infrastruktur

informieren

- :: Bürgeranfragen
- :: Internet
- :: Publikationen
- :: Veranstaltungen

www.blm.de





LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



Job-, Stellen-, Praktikabörse für Studierende

Inland und Ausland

Über die Homepage von "**Student und Arbeitsmarkt**" - www.s-a.lmu.de - geht es direkt zu aktuellen Jobs, ausgeschriebenen Praktika sowie zu freien Stellen von Unternehmen. Außerdem: Berichte von Studierenden, die bei deutschen und ausländischen Firmen ein Praktikum absolviert haben.

LMU München, **Student und Arbeitsmarkt**

Ludwigstr. 27, 80539 München

Tel.: 089 / 21 80 - 21 91, Fax: - 62 34, s-a@lmu.de

www.s-a.lmu.de